Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jeversches Wochenblatt
1934

237 (10.10.1934)

urn:nbn:de:gbv:45:1-321603

Visual Library

Jeversches Wochenblatt

Bezugspreis monatl. durch die Post 2.05 RM. einschl. 26,4 Rpfg. Postgebühr, ausschl. Bestellgeld; in der Stadt Jever und Umg. 2.05 RM. frei Haus (einschl. 25 Rpfg. Träger-L); Jeverland 1.80 RM. zuzügl. Beförderungs- und Zustellungsgebühren. — Einzelpreis 10 Rpfg. Erscheint täglich, außer Sonntags. — Schluß der Anzeigenannahme morgens 9 Uhr. Im Falle von Betriebsstörungen durch Maschinenbruch, höhere Gewalt usw. Ausbleiben des Papiers usw. hat der Bezieher keinerlei Anspruch auf Lieferung und Nachlieferung, oder Rückzahlung des Bezugspreises.

Jeverländische Nachrichten

Anzeigenpreis: Die einspaltige 46 Millimeter breite Millimeterzeile oder deren Raum 10 Rpfg., Anzeigen des Amtes und der Gemeinden des Amtes Friesland 7 Rpfg; die 78 Millimeter breite Millimeterzeile im Textteil 30 Rpfg. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen, auch für durch Fernsprecher aufgegebene und abbestellte, sowie undeutliche Aufträge wird keine Gewähr übernommen.

Postscheckkonto Hannover 12254. Fernspr. Nr. 257

Nummer 237 | Jever i. O., Mittwoch, 10. Oktober 1934 | 144. Jahrgang

Mordanschlag auf den König von Südslawien in Marseille

König Alexander und Außenminister Barthou tötlich verletzt. — Der Mörder des Königs ein Kroate.

Paris, 9. Oktober. Auf den König Alexander von Südslawien ist bei der Ankunft in Marseille ein Anschlag verübt worden. Der König wurde von mehreren Kugeln getroffen. Er wurde in die Präfektur geschafft, wo er seinen Verletzungen erlag.

Bei dem Mordanschlag wurde auch der französische Außenminister Barthou, der mit dem König und General Georges zusammen in dem Wagen saß, durch einen Revolverschuß getroffen, der ihm den linken Arm durchschlug. Getroffen wurde auch General Georges, der dem Obersten Kriegsrat angehört und als ernsthafter Kandidat für die Nachfolge des Generals Weygand in Frage kam.

Der Attentäter war ein etwa 40jähriger gut gekleideter Mann. Der Anschlag erfolgte genau um 16,10 Uhr französischer Zeit. Die Polizei hatte große Mühe, die auf das höchste erregte Zuschauermenge zurückzudrängen.

General Georges ist noch am Leben. Sein Zustand ist jedoch außerordentlich ernst. General Georges war nach dem Anschlag in das Militärkrankenhaus in Marseille eingeliefert worden. Die dortigen Militärärzte äußern sich über seinen Zustand sehr zurückhaltend.

Der Hergang des Anschlags.

Marseille, 9. Oktober. Der festliche Empfang, den man dem südslawischen König zu bereiten gedachte, ist zu einem Trauerspiel geworden. Das französische Mittelmeergeschwader hatte sich in Marseille eingefunden, um den südslawischen Kreuzer „Dubrownik", der König Alexander nach Frankreich führte, einzuholen. Kriegsmarineminister Pietri war an Bord des Panzerkreuzers „Golbert" dem südslawischen Schlachtschiff „Zubrownik" entgegengefahren. Er übernahm König Alexander an Bord einer Admiralsbarkasse, die beide in dem alten Hafen von Marseille an Land brachte, wo sämtliche Behörden unter Führung von Außenminister Barthou und einer Reihe anderer französischer und südslawischer militärischer und ziviler Würdenträger die Ankunft erwarteten. Bei der Einfahrt in den Hafen wurden 21 Salutschüsse abgegeben. Der König begab sich mit seinen Begleitern in einen offenen Wagen, der sich an die Spitze eines langen Zuges setzte. Mit dem König zusammen war der südslawische Außenminister Jefitsch gekommen. Dagegen hatte die Königin Marie von Südslawien die Reise von Paris im Flugzeug unternommen und wollte in Dijon ihren Gatten treffen.

Als der Wagen auf den Börsenplatz einbog, fielen die Schüsse, die dem König das Leben kosteten.

Der Führer des Kraftwagens des Königs schilderte einem Vertreter der Agentur Havas den Hergang wie folgt:

Als der Wagen auf den Börsenplatz einbog, sprang ein Mann auf das Trittbrett des Kraftwagens und gab vier oder fünf Schüsse auf den Herrscher ab.

Ich habe den Verbrecher sofort am Hals gefaßt, während der Oberst, der sich neben dem König befand, mit seinem Säbel auf den Attentäter einhieb."

Der Attentäter hat versucht, sich zunächst eine Kugel durch den Mund zu schießen; aber die auf ihn anspringenden Polizisten haben ihm dazu keine Zeit gelassen.

Der Mörder des Königs ein Kroate.

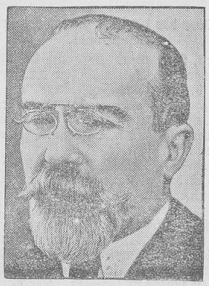
Paris, 9. Oktober. Havas meldet aus Marseille: König Alexander, der seinen Verletzungen erlegen ist, war von zwei Kugeln getroffen worden, von der einen in den Unterleib, von der anderen in die Herzgegend. Inmitten der allgemeinen Erregung wurde nach dem Anschlag der Wagen des Königs mit dem sterbenden Herrscher zur Präfektur geleitet, wo König Alexander in den Privaträumen des Präfekten auf einem Ruhebett niedergelegt wurde. Alle ärztliche Fürsorge war jedoch vergeblich.

General Georges ist in das nächstgelegene Krankenhaus eingeliefert worden.

Der Attentäter,

der, wie bereits gemeldet, niedergeschossen worden ist, heißt Petrus Kalemen. Er ist am 20. Dezember

König Alexander von Jugoslawien.



Außenminister Barthou.

1899 in Agram geboren und betrieb in dieser Stadt ein Kaufmannsgeschäft. Man fand bei ihm einen am 30. Mai ausgestellten Paß. Kalemen war am 28. September nach Frankreich gekommen.

Der Mörder König Alexanders Petrus Kalemen ist, wie jetzt feststeht, Kroate. Er stand nicht auf der Liste der verdächtigen Personen, die der französischen Polizei von der südslawischen Polizei mitgeteilt worden waren.

Gelegentlich des Empfanges des Königs von Südslawien waren außerordentliche politische Sicherungsmaßnahmen getroffen worden. Mehr als 200 Rundschreiben mit den Mitgliedern der verdächtigen Personen waren an die für die Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmten Behörden verschickt worden. Außerdem wurden in sämtlichen Marseiller und Pariser Hotels Nachforschungen nach verdächtigen Elementen angestellt.

Barthou während der Operation gestorben.

In dem Krankenhause, in das der durch Kugelschüsse am linken Arm verletzte französische Außenminister Barthou eingeliefert worden ist, nahm man zunächst an, daß die Verletzungen Barthous nicht schwer seien. Es wurde sofort beschlossen, den linken Unterarm abzunehmen, der durch eine Kugel zerschmettert war. Zunächst schien die Verletzung das Leben des Außenministers nicht zu bedrohen. Während die Chirurgen die Operation vornahmen, entstand eine Blutung. Die Blutübernahme wurde notwendig. Sie wurde sofort beschlossen und vorgenommen. Aber der Zustand des Außenministers wurde ständig schwächer, bis das Herz schließlich aufhörte, zu arbeiten und der Außenminister starb.

Sechs weitere Opfer des Marseiller Mordanschlages.

Paris, 9. Oktober. Bei dem Anschlag in Marseille sind auch einige Zuschauer durch Schüsse verletzt worden. Sechs Personen, darunter zwei Kinder, wurden mit Beinschüssen ins Krankenhaus eingeliefert. Ein Polizist, der einen Unterleibsschuß erhalten hatte, schwebt in Lebensgefahr.

Ein Augenzeuge von dem Mordanschlag in Marseille.

Oberst Piollet, der neben dem Wagen des Königs Alexander ritt, berichtet über den Verlauf des Anschlags Folgendes:

Der Wagen, in dem sich König Alexander, Außenminister Barthou und General Georges befanden, war gerade in Höhe der Börse, als ich bemerkte, wie ein Mann sich aus der Menge löste, an dem Polizeibeamten vorbeiglitt, der am Bürgersteig und an meinem Pferd vorbei auf das Trittbrett des Königlichen Wagens sprang. Ich gab meinem Pferd die Sporen, aber obwohl das Pferd sehr schnell vorsprang, konnte ich nicht verhindern, daß der Attentäter seinen Arm ausreckte und mehrere Schüsse auf den König abgab. Ich erhob meinen Säbel und streckte den Mann mit 2 Schlägen nieder. Der Kraftwagenführer gab einige Schüsse auf ihn ab. Der Mörder fuhr aber, obgleich er am Boden lag, fort, zu schießen. Seine Kugeln trafen 2 Polizisten und eine Frau, die sich in der ersten Reihe der Schaulustigen befand. Polizei und Garde mobile stürzte sich auf den Mörder und versuchte, die Menge von dem Wagen fernzuhalten. Der zu Boden gefallene Attentäter wurde aufgehoben, worauf sich die Menge auf ihn warf und ihn gelyncht hätte, wenn die Polizei ihn nicht rechtzeitig beiseite geschafft hätte.

Die Untersuchung der Leiche des Marseiller Mörders. — Eine interessante Feststellung.

Paris, 10. Oktober. Wie aus Marseille berichtet wird, hat die Polizei den Revolver geprüft, mit dem Petrus Kalemen den Anschlag ausgeführt hat. Es handelt sich um einen 20schüssigen automatischen Revolver neuester Konstruktion. In einer Tasche des Rockes des Mörders fand man außerdem mehrere Patronenstreifen, so daß er über ungefähr 100 Schuß Munition verfügte.

Die Untersuchung der Leiche führte zu einer sehr interessanten Entdeckung. Am linken Unterarm hatte Kalemen eine Tätowierung, die eine Krone von 5 bis 6 Ztm. Durchmesser darstellte und von einem Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen umgeben war, und außerdem einige Buchstabenabkürzungen aufwies. Es handelt sich bei den Buchstabenabkürzungen um die Worte: Freiheit oder Tod! Ein südslawischer Journalist erklärte, daß diese Tätowierung das Zeichen der macedonischen Komitadschi sei.

Die französische Polizei sucht jetzt vor allem festzustellen, ob Kalemen Helfershelfer gehabt hat. Die Tatsache, daß seine Spur in keinem der Marseiller Hotels aufzufinden war, läßt die Vermutung zu, daß er bei einem Freunde Wohnung genommen hatte. Es wäre natürlich von großer Bedeutung, diesen Freund festzustellen.

Der Anschlag hat die Bevölkerung so stark erregt, daß die wildesten Gerüchte im Umlauf sind. So wurde behauptet, daß fünf oder sechs mit Dolchen und Revolvern bewaffnete Männer den Mörder umgehen hätten, als dieser von einem Offizier niedergeschlagen wurde. Es sollen sich Zeugen bereiterklärt haben, dies durch ihre Aussagen zu bekräftigen, jedoch hat sich hierzu auf der Polizei noch niemand eingefunden.

Eine Meldung aus Brüssel besagt, daß die Lütticher Polizei sich in der letzten Zeit mit einigen verdächtigen Kroaten, die in Lüttich wohnten, zu beschäftigen gehabt habe, darunter mit einem Kantinenwirt Sokoto der Belgien am 1. Juli ohne Angabe seines Wohnortes verlassen habe. In einer anderen kroatischen Kantine in Lüttich habe sich ein Bergarbeiter namens Petrus Kalmenski aufgehalten, der ebenfalls seit kurzem Lüttich ohne Wohnortsangabe verlassen habe. Man frage sich deshalb, ob die Aehnlichkeit des Namens des Letztgenannten mit dem Mörder des Königs Alexander ein bloßer Zufall sei oder er dahinterstecke.

König Alexander I von Südslawien.

König Alexander I. von Südslawien, der in der Nacht zum Freitag voriger Woche Belgrad verlassen hatte, um Paris einen Besuch abzustatten, ist am Dienstag bei seiner Ankunft in Marseille einem Anschlag zum Opfer gefallen.

König Alexander wurde am 16. Dezember 1888 in Cetinje als zweiter Sohn des damaligen Präsidenten und nachmaligen König Peter Karageorgewitsch geboren. Seine erste Ausbildung genoß er im russischen Kadettenkorps. Nachdem sein Vater im Jahre 1903 zum König von Serbien gewählt worden war, kam Alexander nach Belgrad, wo er sich später staatsrechtlichen Studien widmete. Im Jahre 1909 wurde Alexander zum Thronfolger ausgerufen, nachdem sein älterer Bruder Georg abgedankt hatte. Von nun an widmete er sich vor allem der Armee. Im ersten Balkankriege im Jahre 1912 übernahm er das Kommando der ersten serbischen Armee und siegte in der Schlacht von Kumanowo. Als König Peter schwer erkrankte, übernahm Alexander am 24. Juni 1914 die Regentschaft. Nach dem Tode seines Vaters bestieg er im Jahre 1921 als König der Serben, Kroaten und Slowenen den Thron. Er leistete am 29. Juni 1921 den Eid auf die Veitstag-Verfassung, die er am 6. Januar 1929 außer Kraft setzte. Mit Hilfe des Kabinetts Zivkowitsch führte er die absolute Regierungsreform ein. In dem aus Anlaß dieses Schrittes erlassenen Manifest heißt es u. a.: „Die parlamentarische Ordnung und unser ganzes politisches Leben erhalten immer mehr negativen Charakter, wovon Volk und Staat bisher nur Schaden litten. Alle nützlichen Institutionen in unserem Staat, deren Fortschritt und die Entwicklung des gesamten volklichen Lebens sind dadurch in Gefahr geraten. Durch diesen ungesunden politischen Zustand im Lande wurde nicht nur das Innenleben und der Fortschritt, sondern auch die Regelung und Entwicklung der Außenbeziehungen unseres Staates sowie die Festigung unseres Ansehens und Kredites im Auslande geschädigt. Es hieße, kostbare Zeit in vergeblichen Versuchen verlieren, wollte man die Heilmittel für dieses Uebel in den bisherigen parlamentarischen Regierungswechseln oder in neuen gesetzgeberischen Wahlen suchen. Wir müssen neue Arbeitsmethoden suchen und neue Wege einschlagen."

Die konstitutionelle Regierungsform wurde im September 1931 jedoch wieder eingeführt, nachdem bereits am 3. Oktober 1929 der Name des Königsreiches der Serben, Kroaten und Slowenen in die Bezeichnung Königreich Südslawien umgeändert worden war. Die Grundzüge der neuen Verfassung wurden proklamiert. Anfang 1932 verzichtete der König auf vier Millionen Dinar seiner Zivilliste. Im Jahre 1933 begann Alexander sich praktisch mit der Balkanpolitik zu befassen. Er besuchte in diesem Jahre den König von Rumänien, sprach König Boris von Bulgarien bei einer Durchreise in Belgrad und führte im September 1933 eine Balkan-Rundreise durch. Am 24. September 1933 war er beim König von Rumänien in Sinaja, am 3. Oktober beim König von Bulgarien in Varna und am 4. Oktober bei Kemal Pascha in Istanbul. Diese Reise stand unter dem Leitspruch: „Der Balkan den Balkanvölkern." Sie hatte eine Anzahl von Friedens- und Freundschaftsverträgen zur Folge, darunter den am 9. Februar 1934 abgeschlossenen Balkanpakt. Mit Ausnahme von Bulgarien unterzeichneten diesen Vertrag Südslawien, Griechenland, Rumänien und die Türkei. Als im Juni 1934 Sowjetrußland von der Tschechoslowakei und Rumänien anerkannt wurde, schloß sich Südslawien diesem Schritt nicht an.

Im Jahre 1922 hatte König Alexander sich mit Maria, der zweiten Tochter König Ferdinand von Rumänien, vermählt. Dieser Ehe sind drei Söhne entsprossen. Der älteste Sohn, Kronprinz Peter, wurde am 6. September 1923 geboren. Gegenwärtig hält er sich in einem College in England auf.

Außenminister Barthou.

Außenminister Barthou, der dem Anschlag in Marseille zum Opfer gefallen ist, hat eine lange politische Laufbahn hinter sich. Er war am 25. Aug. 1862 im Departement Basses-Pyrénées geboren und trat sehr jung in die Politik ein. Er studierte Rechtswissenschaften und wurde bereits im Jahre 1889, nachdem er früher in verschiedenen Provinzialversammlungen eine politische Rolle gespielt hatte, zum ersten Male in die Kammer gewählt, der er unaufhörlich bis zu seiner Wahl in den Senat angehörte. Bereits in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts bekleidete er mehrere Ministerposten und wurde 1913 Ministerpräsident. In dieser Eigenschaft wirkte er für die Einführung der dreijährigen Dienstzeit. Ende des Jahres wurde er gestürzt. Während der Kriegszeit trat er als Minister ohne Portefeuille in das Kabinett Painleve ein und war später im siebenten Kabinett Briand Kriegsminister. Auch fast allen übrigen Regierungen gehörte er zumeist als Justizminister an. Eine besondere Rolle spielte er als Nachfolger Dubois' in der Reparationskommissaon. In den Kabinetten Poincarés von 1926 bis 1929 wurde er erneut Justizminister und behielt diesen Posten auch im Kabinett Briand bei. In dem kurzlebigen Kabinett Steeg von 1931 übernahm er das Portefeuille des Kriegsministers. Seine Tätigkeit als Außenminister im Burgfriedenskabinett Doumerque ist hinreichend bekannt. Er hat versucht, der französischen Außenpolitik eine völlig andere Richtung zu geben. In seine Zeit fällt der Eintritt Sowjetrußlands in

Landesbibliothek Oldenburg

den Völkerbund, den er mit allen Mitteln betrieben hat.

*

Die Schreckensnachrichten aus Marseille haben ganz Deutschland in aufrichtige Trauer versetzt. Verbrecherischen Bubenhänden ist es gelungen, den König Alexander bei seiner Ankunft auf französischem Boden zu ermorden und mit ihm den französischen Außenminister Barthou sowie weitere Herren der näheren Umgebung.

König Alexander hat in Deutschland viele Sympathien genossen, da er eine Persönlichkeit von staatsmännischem Format war, dessen Horizont weit über die Grenzen seines Landes hinausging. Er lehnte stets jede Politik der Abenteuer ab und verfolgte die Linie des Friedens und des Ausgleiches.

Außenminister Barthou hat mit Deutschland auf politischem Gebiete manchen Kampf ausgefochten, doch schweigt vor der Majestät des Todes die Politik. Angesichts des ruchlosen Verbrechens von Marseille empfindet das nachbarliche Deutschland Frankreich gegenüber aufrichtiges Bedauern über den Tod eines Mannes, der mit allen seinen Kräften und seinen großen Fähigkeiten stets seinem Vaterlande diente.

Beileidstelegramm des Führers an die Königin von Südslawien.

Berlin, 9. Oktober. Der Führer und Reichskanzler hat an die Königin von Südslawien folgendes Beileidstelegramm gesandt:

Tief erschüttert durch die Nachricht von dem fluchwürdigen Attentat, dem Seine Majestät der König zum Opfer gefallen ist, bitte ich Euere Majestät, den Ausdruck meines aufrichtigen Beileids entgegenzunehmen und der Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes versichert zu sein.

gez.: Adolf Hitler, Deutscher Reichskanzler.

Der Führer an den Präsidenten der französischen Republik.

Berlin, 9. Oktober. Der Führer und Reichskanzler hat an den Präsidenten der französischen Republik folgendes Beileidstelegramm gesandt:

Soeben erreicht mich die Nachricht, daß der französische Minister des Auswärtigen, Herr Barthou, den Verletzungen erlegen ist, die er bei dem fluchwürdigen Verbrechen in Marseille erlitten hatte. Ew. Exzellenz spreche ich, zugleich im Namen des deutschen Volkes, die aufrichtigst empfundene Anteilnahme aus.

Adolf Hitler, Deutscher Reichskanzler.

Staatssekretär Meißner sprach bei dem südslawischen Gesandten und dem französischen Botschafter vor, um ihnen das Beileid des Führers zu dem Tode des südslawischen Königs und des französischen Außenministers auszudrücken.

Die nationale Kultur Ungarns

Eine interessante Rede des ungarischen Kultusministers zum Besuch des Reichsministers Rust.

Budapest, 9. Oktober. Der ungarische Kultusminister Dr. Homan gab zu Ehren des Reichserziehungsministers Rust gestern mittag in den Räumen des Hotels Gellert ein Frühstück. An dem Festessen nahm u. a. auch Ministerpräsident Gömbös teil, ferner der Budapester deutsche Gesandte von Mackensen und viele andere hervorragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, politischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens.

Als erster sprach der ungarische Kultusminister Homan. Er führte u. a. aus:

Die römischen Geschichtsschreiber, die im tobenden Wirbel der Völkerwanderung lebten, sahen in dem Germanentum rohe Barbaren, die alle Zivilisation des Reiches niederringen wollten. 500 Jahre später berichteten mit gleicher Voreingenommenheit die Geschichtsschreiber Italiens, Deutschlands und Frankreichs von dem Anstürmen des jungen stolzen ungarischen Reitervolkes. Dieselbe Voreingenommenheit jener Zeiten kennzeichnet auch die Berichte der Geschichtsschreiber der Neuzeit. Die Abhängigkeit dieser von jenen zeitigte eine Auffassung, dergemäß die Germanen geradeso wie die Ungarn bei der Landesnahme die in der neuen Heimat vorgefundene Urkultur einfach zerstört hätten, ja es behauptete sich eine Meinung, derzufolge die ursprünglich rohen Völker ihre Kulturgüter nur von fremden Kulturträgern erhalten hätten, so daß ihr nationales Bildungswesen eigentlich nichts anderes wäre als ein Abklatsch älterer und fremder Kulturen.

In der Geschichtswissenschaft sind diese und ähnliche Auffassungen und Werturteile längst überholt. In den erwähnten Zeitabschnitten kommen nicht Kultur und Unkultur, sondern früher einander isolierte Kulturen in Berührung, die anfangs einander feindlich gegenüber, später einander freundlich zur Seite standen. Das Ergebnis dieses Kulturgüteraustausches war, daß sich im neuen Europa nicht nur neue Nationen mit scharf geprägter Eigenart herausgebildet haben, sondern daß auch solche Staaten gegründet wurden, die sogleich eine auf christlicher Grundlage fußende nationale Kultur schufen.

Die ungarische Nation hat ihre Kultur vor allem mit nord-italienischen und bayerisch-österreichischen, weiterhin mit norddeutschen, flämischen, französischen, ja sogar mit spanischen und englischen Kulturelementen durchsetzt und somit drang das Neue in den Blutlauf des ungarischen Volkskörpers ein und es blühte die hergebrachte ungarische Rassekultur, geschmückt mit angepaßten fremden Elementen als echte ungarische nationale Kultur weiter.

Wir Ungarn sind stolz darauf, daß unsere Ahnen, die Stimme der Zeit wahrnehmend und die geographischen Gegebenheiten der neuen Heimat klug beurteilend, sich entschlossen haben, mit dem westlichen Christentum Freundschaft zu schließen und in die westliche Kulturgemeinschaft einzugehen, und daß sie zugleich in dem westlichen Raum des Landes Tore öffneten, durch die die lateinische und germanische Kultur ins Land strömen konnte. Auch sind wir mit Freude erfüllt, daß wir auf diese Weise zum östlichen Weststaate wurden und in dieser Eigenschaft im ganzen Westen gegen den anstürmenden Osten zum Wall werden konnten.

Die Unabhängigkeit und Eigenart unseres Geisteslebens aufs äußerste wahrend, weben wir weiter an den in den letzten Jahrzehnten ins Werk gesetzten vielseitigen und auf uns befruchtend wirkenden ausländischen Beziehungen und

ganz besonders wollen wir das schon seit Jahrhunderten bestehende kulturelle deutsch-ungarische Freundschaftsverhältnis mit aufrichtigem Herzen weiterhin aufrechterhalten.

Alles dies aber kann wohl nur auf Grund einer **vollständigen Wechselseitigkeit** und auf Grund des Do ut des von Nutzen sein. Eben deshalb begrüße ich aufs herzlichste die Erklärung, in welcher Ew. Exzellenz vor einigen Tagen mit voller Anerkennung sagten: „Nicht nur die Deutschen haben den Ungarn, sondern auch die **Ungarn den Deutschen Kulturgüter gegeben.**“ Und noch mehr erfreut den ungarischen Kultusminister, daß Ew. Exzellenz an gleicher Stelle auch das sagten, daß eine aufrichtige deutsch-ungarische Verständigung nur auf dem Wege eines gegenseitigen Kulturgüterverkehrs möglich sein werde. Exzellenz! Die ungarische Kulturpolitik steht auf dem gleichen, steht auf Ihrem Standpunkt, und deshalb bin ich fest überzeugt, daß die deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen, die schon auf eine lange Zeitspanne zurückblicken, sich von nun an zugunsten beider Nationen vertiefen und die alte Freundschaft weiterhin noch mehr verinnerlichen werden.

Rust über das Erziehungsideal des neuen Deutschlands.

Budapest, 9. Oktober. Während des Frühstücks, das der ungarische Kultusminister Dr. Homan zu Ehren des Reichserziehungsministers am Montagmittag im Hotel Gellert gab, hielt Reichserziehungsminister Rust in Beantwortung der Begrüßungsansprache des ungarischen Kultusministers eine Rede, in der er u. a. ausführte:

„Gestatten Sie, daß ich Ew. Exzellenz für Ihre Einladung in das gastliche Ungarn und die freundlichen und warmen Worte des Willkommens meinen aufrichtigen und herzlichen Dank sage. Der Weg zu Ihnen führt mich nicht in ein fremdes Land. Mir selbst war es vergönnt, als deutscher Frontsoldat in schweren blutigen Kämpfen des Jahres 1916 mit den Söhnen Ungarns auf demselben Schlachtfelde um dieselben Güter zu kämpfen. Der erste gemeinsame Weg mit Ew. Exzellenz war deshalb auch heute morgen der Weg zum Denkmal der Gefallenen. Wir sind gemeinsam unterlegen, wir können nur gemeinsam aufbauen auf denselben Werten unserer Völker, mit denen wir uns einst behauptet haben. In Deutschland hat mir der Führer und Reichskanzler das Erziehungswerk der jungen Generation anvertraut. Die Formen der Erziehung sind neuartig. Die Tugenden, zu denen wir erziehen, sind die Tugenden, mit denen zu allen Zeiten die Völker sich Freiheit und Brot gesichert haben.

Wir bringen unsere Jugend in die Gemeinschaft, um sie zu Volkskameraden zu erziehen, wir bringen sie in die Lager freiwilliger Arbeitsleistung, um sie zu jener Ethik restloser Hingabe an ein höheres Ziel und zu gleicher Zeit zur Anerkennung des ärmsten Volksgenossen zu bringen, der sein Brot mit seiner Hände Leistung sauer verdienen muß.

Natürlich wird eine solche Jugend durch Abhärtung und Disziplin auch innerlich wehrbereit und wehrkräftig, aber niemals kriegslustig. Neben den alten Tugenden haben wir auch neue für das deutsche Volk in Pflege genommen. Kein Volk der Erde ist so vom Drang in die Ferne beseelt wie das deutsche, keines so aufgeschlossen für geistige Strömungen von draußen wie das deutsche. Wir müssen darum die deutsche Jugend stärker als früher zur Pflege ihrer Eigenart anhalten. Europa und die Welt werden dadurch nicht ärmer.

Je sicherer wir in unserem eigenen Wesen ruhen und unserer Kultur den eigenen Ausdruck verleihen, um so gefahrloser und darum auch unbefangener können wir zu den Kulturen anderer Völker in Beziehung treten.

Ich begrüße darum heute ganz besonders den Weg, durch Austausch sowohl der schöpferischen Kräfte der gegenwärtigen Generation als auch der heranwachsenden Generation echte und wahrhafte Wege der Völkerverbindung zu suchen. Ich glaube auch, daß die verantwortlichen Leiter selbst vorangehen sollen, und ich bin darum gern nach Ungarn gekommen, um zu sehen und zu lernen. Ich erhebe mein Glas auf Ungarn, auf unserer Völker treue Verbundenheit und auf die ungarische Jugend.“

Politische Rundschau

Die Freimaurerei am Flügelrade.

△ Nach einer Mitteilung des Beamten-Nachrichtendienstes waren von den Beamten der Berliner Reichsbanddirektion Freimaurer 1910: 13, 1914: 26, bei der Novembermeuterei über 40; bis 1929 stieg die Zahl auf 147. Diese „Blüte“ begann mit dem Wahlsieg der NSDAP. 1930 zu welken. Es wurde mancher Dreipunktemann bedenklich und begann, an „Deckung“ zu denken. Im Jahre 1932 hielten es nur noch 125 mit dem Schurz. Bei Beginn des Jahres 1933 ging der geordnete Rückzug in regellose Flucht über: Die Zahl sank in diesem Jahr auf 27, und im Mai 1934 klagten gar nur noch 15 Arbeiter am Tempel Salomonis über die Unamt der Zeiten. Ob die „Umgekehrten“ ihren Wandel auch im Denken und Fühlen vollzogen haben, bleibt eine Frage für sich. Eindringlich aber steht vor Augen die Gleichheit der Kurven zwischen Freimaurerei und liberalistischem System. Und da ist uns immer soviel über gut deutsche, nationale, völkische, nationalistische Männer der Logen erzählt worden!

Dr. Goebbels am Grabe Horst Wessels.

Berlin, 9. Oktober. Am Dienstagabend gegen 19 Uhr, als der Nicolai-Friedhof, der tagsüber von Tausenden von Menschen aufgesucht worden war, schon wieder in abendlicher Stille lag und die Besuchermassen sich längst verlaufen hatten, erschien Reichsminister Dr. Goebbels und verweilte einige Zeit am Grabe seines alten Mitkämpfers Horst Wessel.

Reichsführerschule des Deutschen Handwerks

DNB. **Berlin**, 9. Oktober. Wie verlautet, wird demnächst die erste Reichsführerschule des deutschen Handwerks in Braunschweig errichtet. Die Stadt hat zu diesem Zweck das Haus Cellerstraße 1 zur Verfügung gestellt. Die Eingangshalle dieses Hauses wird als Gedenkstätte für die im Weltkriege und im Kampfe um die Bewegung Gefallenen ausgestattet werden.

Separatistenterror im Saargebiet

Saarbrücken, 9. Oktober. In Sulzbach spielte sich am Montag ein neuer Fall planmäßigen Emigrantenterrors ab, der ein bezeichnendes Licht auf das beispiellose Treiben hiesiger separatistischer Kreise wirft. In einer dortigen Wirtschaft wurde ein Oktoberfest veranstaltet, das verschiedene Emigranten zu stören suchten. Als ihnen der Wirt die Verabfolgung von Getränken verweigerte, entfernten sie sich auf die Straße und riefen durch Pfiffe etwa 25 Mann ihrer Gesinnungsgenossen zusammen. Diese 25 Raufbrüder eröffneten gemeinsam ein regelrechtes Bombardement auf das Lokal. Die Wirtschaft war in wenigen Minuten von den Separatisten derart beschädigt, daß sie einem Trümmerhaufen glich. Die sofort alarmierte Polizei griff energisch durch und nahm drei Antifaschisten fest, die Dienstag dem Richter vorgeführt werden sollen. G friedfertiger Passant, der sich aus dem Lokal fernt hatte, wurde von einem der Burschen fallen und durch Messerstiche ins Gesicht übel richtet. Der Ueberfallene mußte sofort in ärztl Behandlung gebracht werden, seine Verletzun sind erheblich. Der Messerheld konnte unerka entkommen.

4,6 Millionen RM. für das Winterhilfswerk am ersten Tage

Berlin, 9. Oktober. **Nachdem das Winterhilfswerk durch die Rede des Führers am Dienstag mittag eröffnet worden ist, wurden von der Industrie allein an Barspenden**

4,621 Millionen Reichsmark

gezeichnet.

Der Reichsverband der Automobilindustrie zeichnete 504 668 RM., darunter

Daimler-Benz-AG.	100 000 RM.
Bosch-Konzern	100 000 RM.
Auto-Union	50 000 RM.
Adam-Opel-AG.	50 000 RM.
Bayerische Motoren-Werke	50 000 RM.
Adler-Werke	25 000 RM.
ferner die IG.-Farbenindustrie	1 Million RM.
Deutsche Reichsbahngesellschaft (Spenden des Personals)	500 000 RM.
Reemtsma Zigarettenfabrik	600 000 RM.
Haus Neuerburg Zigarettenfabrik	250 000 RM.
Siemens-Konzern	100 000 RM.
C. & A. Brenninkmeyer	100 000 RM.

Dieses Ergebnis ist umso bemerkenswerter, als im Vorjahre der erste Zeichnungstag nur die Summe von 2 Millionen RM. ergab.

„Wir helfen!“

Berlin, 9. Oktober. Zur heutigen Eröffnung Winterhilfswerks schreibt der „Völkische Beobac unter der Ueberschrift „Wir helfen!“ u. a.:

Beispiellos waren die Anstrengungen und stungen, mit denen die Partei als Sachwalterin Auftrages Adolf Hitlers im vergangenen Jahr gewaltige Aufgabe des Winterhilfswerkes meist Und einzigartig war der Erfolg, den das vergang Winterhilfswerk aufzuweisen hatte. Wenn jetzt zweiten Male das deutsche Volk aufgerufen so sind ähnliche Voraussetzungen gegeben wie vergangenen Jahr. Wieder kann das deutsche auf Monate der wirtschaftlichen Gesundung zu blicken. Wieder konnten über 2 Millionen von schen Volksgenossen in Arbeit und Brot geb werden. Wenn trotzdem noch eine gewaltige gabe des Helfens vor uns liegt, so ist das im noch das Erbe der Vergangenheit — ein Erbe, uns verpflichtet, es zu überwinden. Wir wo zeigen, daß unsere Worte vom Sozialismus Lippengebete, sondern Tatbekenntnisse Und zu den Volksgenossen, von deren Tür die nicht vertrieben werden konnte, wollen wir das kenntnis ablegen: Eure Not ist unsere Not, Sorge unsere Sorge. Helfen ist nicht unser Wille, helfen ist unsere Pflicht, denn ihr wie wir Glieder und Diener der gleichen Gemeinschaft. Zeichen dieses Bekenntnisses wird das Wert ginnen.

Große Veruntreuung des früheren Direktors des Peipinger Museums.

Schanghai, 8. Oktober. Wie die „Shanghai C ning Post“ meldet, hat der oberste Staatsanwalt Nanking schwere Beschuldigungen gegen den fr ren Direktor des Peipinger Palast-Museums, Yi peichi, wegen Diebstahls von unersetzlichen Pa schätzen im Werte von 50 Millionen chinesis Dollars erhoben. Yipeichi hatte den größten der Palastschätze wegen angeblicher Bedrohung pings durch die Japaner und vor dieser Zeit u dem Vorwand einer späteren Ausstellung in P king in Kisten verpackt und nach Schanghai sch lassen. Wie der Staatsanwalt sagte, seien mit größere entwendete Stücke durch Nachahmungen ersetzt worden. Während des Sommeraufenthal Yipeichis in Dairen seien dann Schätze im W von über 20 000 chinesischen Dollars aus dem M hause Yipeichis in Tientsin nach dem Ausl verschleudert worden. Yipeichi wurde zuerst der Frau eines einflußreichen Mitgliedes der K mintang, namens Changchi, verdächtigt, gestoh Kelche aus dem Palast zu versteigern. Unter Helfershelfern sollen sich ein Neffe des Führers Kuomintang, Lichuntung, und der frühere Sekretär Yipeichis befinden. Beide seien un findbar. Der Prozeß gegen Yipeichi soll Ende tober stattfinden. Er dürfte, falls er durchgeführ wird, viel Aufsehenerregendes bringen. Schon vielen Monaten waren Gerüchte über Unre mäßigkeiten an den in Schanghai untergestell Palastschätzen im Umlauf.

Ruhe in Madrid und Barcelona

Das Parlament zusammengetreten.

Madrid, 9. Oktober. Madrid ist während des Vormittags und des frühen Nachmittags des Dienstag verhältnismäßig ruhig geblieben. Außer einigen kurzen Schießereien am Rande der Hauptstadt, über deren Auswirkungen bisher nichts bekannt geworden ist, ereigneten sich keine bedeutenderen Ueberfälle. Trotz der dringenden Aufforderung durch die Regierung an die städtischen Arbeiter und Angestellten, sich sofort wieder an ihrer Arbeitsstätte einzufinden, wenn sie nicht ihres Arbeitsplatzes verlustig gehen wollten, ist diesem Befehl nur in sehr beschränktem Umfange Folge geleistet worden. Straßenbahnen wie Autobusse verkehren nur teilweise und nicht mit eigenem Personal. Wie verlautet, haben auch die übrigen Arbeiter nur an einigen Stellen die Arbeit wieder aufgenommen.

In Barcelona soll vollständig Ruhe herrschen und die Arbeit ihren normalen Fortgang nehmen.

Auch Schießereien sind hier nicht mehr vorgekommen.

In Asturien und im Baskenland dagegen setzt sich der Feldzug der Truppen gegen die Aufständischen fort. Es ist aber anzunehmen, daß in Kürze auch die letzten Befestigungen der Aufständischen genommen sein werden. In San Sebastian konzentrierten sich die Rebellen im Armenviertel, wurden von Polizeikommandos und Militär angegriffen und mußten sich nach hartnäckigem Kampf ergeben. Sechs Tote und eine große Anzahl von zum Teil Schwerverletzten forderte dieses Feuergefecht. 42 Verhaftungen wurden vorgenommen. In Gijon ist der Kreuzer „James 1“ vor Anker gegangen und hat Truppenabteilungen dort ausgeschifft, die sich zur Verstärkung der vor Oviedo zusammengezogenen Truppen nach dort in Marsch gesetzt haben.

Die Gefühllosigkeit der Aufständischen kommt u. a. darin zum Ausdruck, daß Angehörige des Roten Kreuzes, das keine aufopfernde Arbeit auf beiden Seiten tun wollte, an verschiedenen Punkten von Rebellen beschossen wurden.

In Saragossa hat die sozialdemokratische Arbeiterorganisation beschlossen, die Arbeit wieder aufzunehmen.

Das spanische Parlament ist, wie vorgesehen, zusammengetreten. Es haben sich außer den Regierungsparteien die Monarchisten und die k tischen Nationalisten eingefunden. Im Kongreßgebäude herrschte ein sehr lebhafte Stimmung. Ministerpräsident wurde stürmisch begrüßt. Die Sitzung dauert an.

Im Rundfunk wurde nochmals amtlich mitgeteilt, daß die Regierung alle ihr zur Verfügung stehenden Kräfte heranziehen werde, um derzeit stand vollständig zu unterdrücken.

500 Aufständische, die sich in einem Bergwerk bei Gijon verschanzt hatten, haben sich ergeben. Gerüchtweise verlautet, daß der frühere spanische sozialdemokratische Finanzminister Prieto, ebenfalls in die Aufstandsbewegung verwickelt und von den Behörden verhaftet worden sei.

Zum Tode verurteilt?

Paris, 9. Oktober. Eine im „Journal“ wiedergegebene Meldung besagt, daß Präsident Companys und die übrigen verhafteten Katalanischen Stadträte von einem an Bord des Dampfers „Uruguay“ lagenden Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden seien. Die Bestätigung der Urteile durch die Madrider Regierung stehe noch aus.

Die Parlamentssitzung in Madrid

Todesstrafe wieder eingeführt.

dnb. Madrid, 9. Oktober. Die Dienstagvormittag im Kongreßhause einberufene Sitzung des spanischen Parlamentes gestaltete sich zu einer großen Vertrauenskundgebung für den französischen Ministerpräsidenten Lerroux und sein Kabinett. Die Sitzung dauerte knapp eine Stunde. Der Ministerpräsident betonte, daß er es als seine Pflicht betrachte, der Aufstandsbewegung mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Leibe zu gehen, um die Nation vor

Landesbibliothek Oldenburg

dauernden Schaden zu bewahren." Die Rede Herriot's wurde des öfteren von lebhaften Beifallskundgebungen unterbrochen. Der Ministerpräsident sprach den Polizeimannschaften und Truppenabteilungen, die sich so bedingungslos für das Wohl des Vaterlandes eingesetzt hatten und noch einsetzen, die dankbare Anerkennung der Regierung aus. Einem Antrage wurde einmütig zugestimmt, nach dem in Spanien die Todesstrafe wieder eingeführt wird. Dies kommt in Betracht bei Vergehen gegen das Sprengstoffgesetz, in Fällen von bewaffnetem Angriff auf das menschliche Leben und in Fällen von schwerem Raub. Nach kurzen Worten einiger Parteivertreter, in denen das Vertrauen zur Regierung unverhalten zum Ausdruck kam, vertagte sich das Parlament bis zum Eintritt normaler Zustände in Spanien.

Berliner Pressestimmen zum Attentat von Marseille

Die Berliner Morgenpresse widmet dem Attentat von Marseille ausführliche Berichte und gibt ihrem Abscheu über dieses Verbrechen Ausdruck. Der „Völkische Beobachter" schreibt: „Erschüttert steht heute die Welt vor den furchtbaren Folgen des verbrecherischen Attentats von Marseille. Die jugoslawische Nation hat durch dieses blutige Verbrechen ihren König verloren, das französische Volk steht an der Bahre seines Außenministers. Aufrichtiges Mitgefühl erfüllt das ganze deutsche Volk, das über der reinen Politik nie das Bedürfnis nach menschlich-persönlichen Beziehungen zu unterdrücken gewillt ist. In Jugoslawien trauert ein Volk um seinen König, der in unermüdlicher zielbewußter Sorge für das Land gewirkt hat und es verstand, seinem Staat auch in den Jahren der schweren europäischen Krisen eine ruhige Entwicklung zu sichern. Mit Jugoslawien aber muß ganz Europa voll Teilnahme an der Bahre dieses Königs stehen, dessen stetes und oberstes politisches Ziel es war, den Frieden zu wahren. In allen Fragen der jugoslawischen Politik zeigte sich König Alexander bemüht, um die Schaffung dauernder Friedensverhältnisse zwischen den Völkern, und diese staatsmännische Weitsicht machte den König von Jugoslawien zu einem Bürgen ruhiger europäischer Politik, der, abseits von aufgeregten politischen Kombinationen, sein Land zu einem starken und in sich selbst ruhenden Machtfaktor gestaltete. — Selbst tödlich verletzt, hatte sich der französische Außenminister noch um den sterbenden König bemüht. Kurze Zeit, nachdem König Alexander gestorben war, verschied auch Barthou. Wir glauben im Sinne des französischen Volkes zu sprechen, wenn wir erklären, daß gegenüber einen derartigen furchtbaren Verbrechen das ganze seiner selbst bewußte Europa in einer Front steht und die Opfer dieses Verbrechens ungeachtet vorher ausgetragener politischer Gegensätze als Märtyrer einer neuen europäischen Gesittung betrachtet.

Unter der Ueberschrift: „Im Dienst gefallen" erklärt die „Kreuzzeitung", die Schüsse von Marseille werden überall in der Welt ein weitballendes Echo wecken. König Alexander und Louis Barthou, beide gute Patrioten und sorgfältige Sachwalter der Geschicke ihrer Länder, haben ein jähes Ende gefunden. Achtung und menschliches Mitgefühl gebührt den Männern, die im Dienst Opfer eines verbrecherischen Anschlages wurden. König Alexander war ein moderner Monarch, der mit Zielbewußtsein und Energie sein Land durch die Krisen der Nachkriegszeit steuerte. Er war in erster Linie Soldat und als Soldat ist er auf vorgeschobenem Posten gefallen. — Seit über 40 Jahren arbeitete Louis Barthou an verantwortlicher Stelle für Frankreich. Ueber alle Gegensätze hinweg wird angesichts seines tragischen Endes gerade ihm das deutsche Volk das menschliche Mitgefühl nicht versagen. Die deutsche Nation hat ein feines Gefühl für den Begriff: „Dienst am Staat" und verleiht diesem Gefühl in seiner Bahre aufrichtigen Ausdruck.

In der „Germania" wird ausgeführt, die Nachricht von dem tragischen Tode des Südslawenkönigs hat auch in Deutschland die allergrößte Bestürzung hervorgerufen. Unsere Anteilnahme wendet sich ihm heute umsomehr zu, da er auf eine so tragische Weise und in der Vollkraft seines Lebens dahingerafft wurde. — Wie eine tragische Verkettung von Umständen und Zufälligkeiten mutet es an, daß mit dem königlichen Gast auch der französische Außenminister Barthou niedergestreckt wurde. Unter dem Eindruck des furchtbaren Todes sollen die Gefühle der politischen Gegnerschaft schweigen. Wir sehen in ihm in diesem Augenblick den Menschen und den Staatsmann des Nachbarlandes. Mit ihm geht ein Ganzer Deutschlands ins Grab, dessen Energie und Fähigkeit wir in diesen Wochen und Monaten kennen und bewundern gelernt haben.

Der „Berliner Lokalanzeiger" sagt: Die Schüsse von Marseille haben politische Bedeutung. Jugoslawien beklagt den Mann, der die Regierung des Landes in klugen und festen Händen hielt, den Oberbefehlshaber der serbischen Armee. Das Schicksal dieses Königs war von der Erschütterung unseres Zeitalters geprägt. Er war nicht der zur Regierung gekommene Erbprinz einer ruhigen Zeit, er hat den Thron mit der Stärke seines Charakters und der Ausgeglichenheit seines Willens erst wirklich zu dem geschaffen, daß er in all den stürmischen Jahren war: Ruhender Machtfaktor in dem Getriebe der Innenpolitik in Südslawien und der Außenpolitik im Südosten. Wir empfinden in Deutschland mit dem serbischen Volke zugleich große und aufrichtige Trauer. Der König war ein Garant des Friedens und des Aufstieges. Er war der Garant einer Entwicklung, die Deutschland im ganzen Südosten Europas nur mit eigener Anteilnahme begrüßen konnte.

In der „Berliner Börsenzeitung" heißt es: Der tragische Tod des jugoslawischen Königs bedeutet für das seines tatkräftigen Herrschers beraubte Land einen außerordentlich schweren Schicksalsschlag. Die Bitterkeit dieses Verlustes kann nur ermessen, wer um die hohen Führereigenschaften des durch eine abscheuliche Untat seinem Volke entrissenen Monarchen weiß. Persönlich ein Mann von schlichter Wesensart, soldatischer Haltung und bescheidener Lebensführung, entwickelte König Alexander an der Spitze seines Staates alle Tugenden eines wahrhaft berufenen Fürsten. Abschließend wird in rein menschlichem Mitgefühl über das tragische Ende des greisen Kämpfers Barthou und dem Abscheu über die verdammenswürdige Mordtat Ausdruck verliehen.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: Die böse Tat wird von der ganzen zivilisierten Welt verurteilt. Unser aufrichtigstes Beileid gilt den Angehörigen der Toten wie ihren Völkern. Jugoslawien hat einen klugen Monarchen, Frankreich einen klugen Außenminister verloren. Wenn die Tragik des Schicksals diese beiden Männer jetzt im Tode vereint, so sind sie die Opfer eines Zustandes geworden, der allen Europäern gemeinsam ist, weil er auf uns lastet: des Zustandes des friedlosen Europas, wie er sich seit Versailles immer wieder in elementaren Ereignissen äußert. Alexander von Jugoslawien wird in die Geschichte als der Fürst eingehen, der aus seinem Reich den starken Einheitsstaat machen wollte und mußte, weil nur so das stolze Programm Aussicht auf Erfolg verhieß, das er in das Königswort: „Der Balkan den Balkanvölkern" eingekleidet hat. Für das neue Deutschland bedeutet sein Tod den Verlust eines Freundes.

Die „Deutsche Zeitung" weist nach einer Würdigung des großen Aufbauwerkes des Königs Alexander darauf hin, daß sein Tod einen nicht abzumessenden Verlust darstelle. Die politische Spannweite dieses Attentats sei im Augenblick noch garnicht zu überblicken. Eins stehe jedenfalls fest: Wieder einmal habe sich hier die vergiftete kommunistisch-anarchistische Weltatmosphäre in brutalster Form entladen!

Das „Berliner Tageblatt" erklärt, König Alexander sei immer ein starker Mann gewesen. Er habe sich zu einer geistig hochstehenden Persönlichkeit entwickelt, zu einer Figur, an der das Wort „Staatsmann" nicht verschwendet sei. Man entweihe nicht die offenen Särge, indem man darauf hinweise, daß diese böse Tat ein Flammenzeichen am Horizont Europas sei.

Aus Jever und Jeverland

Jever, 10. Oktober 1934.

* **Kleidersammlung für das Winterhilfswerk.** Infolge der Knappheit an Rohstoffen müssen wir im Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1934/35 Sammlungen von Kleidungsstücken durchführen. Wir bitten sofort nachzusehen und alles, was entbehrt werden kann, herauszulegen. Etwas wird sich überall finden lassen und für alles hat das W.H.W. eine Verwendung. Heute, Mittwoch, wird in jedem Hause vorgesprochen werden, um das Herausgesuchte abzuholen. Wir bitten alles zu verpacken und oben auf dem Paket den Namen des Spenders deutlich anzugeben.

* **Feierstunden nationalsozialistischen Gemeinschaftsgeistes** brachte der gestrige Pflichtabend der hiesigen NS.-Frauenschaft für die große Anzahl jeverscher Frauen, die heute schon der NS.-Frauenschaft angehört. Der große Saal des „Erb" zeigte ein festliches Bild. Die langen weiß gedeckten Tische waren mit Blumen geschmückt und auf der Bühne hatte das ebenfalls mit Blumen geschmückte Führerbild seinen Platz gefunden. Zu Beginn der Veranstaltung, die ihre besondere Bedeutung erhielt durch die Verpflichtung zahlreicher neuer Frauenschaftsmitglieder, wies die Frauenschaftsleiterin, Frau Arends, in treffenden Worten auf die Bedeutung der Pflichtabende hin und ermahnte alle Mitglieder der NS.-Frauenschaft, jederzeit freudig mitzuarbeiten. Die Mitgliedschaft zur NS.-Frauenschaft müsse von den Frauen aufgefaßt werden als Dienst am Volke. Dankbar erkannte Frau Arends die wiederholte Mitarbeit des hiesigen Hausfrauenvereins an, der sich schon oft gemeinsam mit der NS.-Frauenschaft für die Erfüllung gemeinnütziger Aufgaben eingesetzt habe. Voraussichtlich am 23. Oktober werde den jeverschen Frauen ein wichtiger hauswirtschaftlicher Vortrag der Referentin im Reichswirtschaftsministerium, Frau Klara Mende, geboten werden. Ein wichtiger Teil der Arbeit der NS.-Frauenschaft im kommenden Winter werde die Mütterschulung sein. Welche volkswirtschaftlich und bevölkerungspolitisch bedeutsamen Fragen in diesem Rahmen behandelt werden sollen, legte Fräulein Braunschweiger in einem aufschlußreichen Vortrage dar. In mehreren Arbeitsgemeinschaften sollen Themen der Erziehungslehre, der Gesundheitspflege und vor allem auch der Haushaltsführung eingehend durchgearbeitet werden. Es heiße für die nationalsozialistischen Frauen, auf vielen Gebieten ganz umdenken zu lernen und die großen Aufgaben voll zu erkennen, die der Nationalsozialismus der deutschen Frau und Mutter stellt. Als erstes Gebiet würde in diesem Winter die Gesundheitspflege in einer Arbeitsgemeinschaft unter der Leitung von Frl. Dr. Ohmstede behandelt werden. Anschließend plane man die Abhaltung eines Kursus über Erziehungslehre. An Stelle des starren Schulkursus wolle man möglichst zur Bildung von Arbeitsgemeinschaften kommen. Eine besondere Freude wurde allen Anwesenden geboten durch die eindrucksvollen Berichte, die Frau Arends und Fräulein Baum anschließend über ihre Erlebnisse auf dem diesjährigen Reichsparteitag vermittelten. Ein von Frl. Popken auf dem Klavier gespieltes Beethovensches Musikstück leitete dann über zu der feierlichen Verpflichtung zahlreicher neuer Frauenschaftsmitglieder. Unter den Klängen des Deutschlandliedes marschierte eine Abordnung der PO. mit der Ortsgruppenfahne in den Saal und nahm zur Seite des Führerbildes Aufstellung. Im großen Halbkreis um die Fahne scharten sich etwa 60 Frauen, um Bekenntnis abzulegen zu Führer und Volk, getreu den Worten des Gedichts „Ich glaube an Deutschland wie an Gott!" In eindringlichen Worten wies Frau Arends auf die Pflichten der Frauenschaftsmitglieder hin. Die von ihr den zu verpflichtenden Frauen vorgesprochene Verpflichtungsformel wurde von diesen mit den Worten bekräftigt: „Treue um Treue!" Jede der 60 Frauen wurde darauf durch Handschlag durch Frau Arends feierlich verpflichtet und erhielt das Frauenschaftsabzeichen.

* **Späte Blüte.** Im Garten des Fuhrunternehmers L. Bothe blüht zur Zeit ein Kastanienbaum. Gewiß eine sonderbare Erscheinung in dieser Jahreszeit. Man hörte in diesen Wochen aber verschiedentlich von solchen Beobachtungen. So wurde uns von aufgeschlagenen Bohnen und blühenden Erdbeeren erzählt.

* **Der Liederkranz** brachte gestern seinem Sangesbruder K. Prien zu seinem 25jährigen Arbeitsjubiläum vor dessen Hause ein Ständchen.

* **Richtpreise für eingekellerte Kartoffeln.** Der Gebietsbeauftragte für die Regelung des Kartoffelabsatzes für die Landesbauernschaft Hannover hat am 5. 10. 34 eine Bekanntmachung erlassen, in der er sich gegen die falsche Auffassung des für die Einkellerung festgesetzten Kartoffelrichtpreises wendet. Der Richtpreis bedeute nicht, daß dieser Preis unter allen Umständen verlangt werden müßte, er bedeute im Gegenteil einen Preis, der nur dann gefordert werden dürfe, wenn die Anfuhrkosten zuzügl. des normalen Verdienstes einen Zuschlag in dieser Höhe rechtfertigten. Es sei selbstverständliche Pflicht der Bauern, Händler und Genossenschaften, bei einem Erzeugerpreis von 2,45 bezw. 2,65 *M* dem Verbraucher die Ware so billig wie möglich zur Verfügung zu stellen. Dies komme besonders in Frage für die ärmere Bevölkerung, die noch nicht das volle Lohneinkommen habe. Er erwarte vom Bauern, vom Händler und von den Genossenschaften, daß dieser Hinweis genüge, um die in den letzten Tagen aufgetretenen Schwierigkeiten zu beseitigen.

h. **Die Schafbockkörung und Prämierung** wurde gestern bei H. P. Harms Gasthof vorgenommen. Vorgeführt wurden 15 Böcke. Von den älteren Böcken wurden wieder angekört: Bock des H. Süllwold, Förriesdorf, des W. Busma, Bentershof, des Martin Jungmann, Funnenseraltendeich. Von den jungen Böcken wurden angekört: Bes. H. Wilken, Brautstätte (zwei), H. Hinrichs, Grimmens (zwei), G. Frerichs jr., Schoost (zwei), G. Onnen, Förrien, M. Jungmann, Funnenseraltendeich. 1. Prämie, 30 *M*, erhielten: Bock des W. Busma, Bentershof, G. Frerichs, Schoost, H. Hinrichs, Grimmens. 2. Prämien, 20 *M*: H. Süllwold, Förriesdorf, H. Hinrichs, Grimmens, G. Frerichs, Schoost. 3. Prämien, 10 *M*, erhielten: M. Jungmann, G. Onnen, M. Jungmann. Wollprämien erhielten: 1. W. Busma, 2. M. Jungmann, 3. G. Onnen.

---

* **Oldorf.** Selbstmordversuch. Vor einigen Tagen machte hier eine männliche Person den Versuch, sich zu vergiften. Durch schnelle ärztliche Hilfe wurde das Vorhaben verhindert.

S. **Heidmühle.** Eine Fahrt ins Grüne unternahm am Sonntag der Stahlhelm Schortens unter der bewährten Leitung seines Vorsitzenden Kameraden Martsfeld. Die Fahrt fand in Autos statt und setzte sich der Zug um 9 Uhr morgens in Bewegung. Es ging durch Feld, durch Wälder und Wiesen über Wittmund, Esens nach Norden und Norddeich. Von Westerende bis Hage wurde geboßelt und hart gekämpft um die Palme des Sieges; sogar die Hilfe der 85jährigen wurde in Anspruch genommen, um den Sieg für sich zu buchen, und dies gelang, denn mit Hilfe der alten Kameraden konnte der Sieg mit „genuhalben Schöt" verkündet werden. Die Anstrengungen waren derart groß, daß nach Besichtigung des Schlosses in Berum im Weißen Hause in Hage bei de Vries eine Frühstückspause notwendig geworden war, da der Magen sein Recht verlangte. Hiernach ging es zum „Gütetsburger Kruge" und fand unter Führung des Fürsten Kniphausen die Besichtigung des Schlosses und des Parkes statt. In Norddeich angekommen, wurde eine Fahrt ins Nasse unternommen, da gerade der Dampfer eine billige Sonntagsfahrt nach Norderney antreten wollte, deren Teilnahme sich der Stahlhelm nicht versagen durfte. Die Rückkehr nach Norddeich fand um 6 Uhr statt, und nach kurzer Erholung im alten Fährhause bei Gastwirt Peters wurde die Heimfahrt über Aurich angetreten, um nach Ausspannung im Schützenhofe bei Gastwirt Martens den Schluß des Ausflugs mit dem gerade stattfindenden Auricher Krammarkt zu beschließen. Punkt 10 Uhr abends langte die Karawane wieder in Heidmühle an und alles war hochbefriedigt von dem schönen Ausfluge.

---

* **Oldenburg.** Kirchenrat Buck-Oldenburg zum Pfarrer in Wangerooge ernannt. Infolge eines Herzleidens mußte Pfarrer Buck sein hiesiges Amt aufgeben und sich um eine leichtere Pfarrstelle bemühen. Kirchenrat Buck ist nun zum Pfarrer in Wangerooge ernannt, wo er sein neues Amt demnächst bereits antreten wird. Kirchenrat Buck ist 1872 in Emden geboren. Nach seinem Studium und dem Besuch des Predigerseminars in Erichsburg war er Hauslehrer in Kurland und Schlesien, 1903 vertretungsweise Seemannspastor in Cardiff, dann Pastor Collaborator im Kloster Loccum, 1904 Direktor der Deutschen Schule in Jerusalem, 1906 Pfarrer der deutsch-französischen Gemeinde in Alexandrien, 1911 Pfarrer in Crossen-Oder, 1915 Domprediger in Naumburg und von 1916—1918 Divisionspfarrer der 83. Inf.-Division. Seit 1920 ist er in Oldenburg. Er war hier der Pfarrer, der die Verwaltung zu führen hatte und durch diese Arbeit hat er das Gemeindeleben aufs stärkste beeinflußt. Während seiner hiesigen Tätigkeit wurde das Verwaltungsgebäude in der Peterstraße erworben, der Gemeindesaal ausgebaut, das Pfarrhaus Blumenstraße erworben, das Pfarrhaus Milchstraße gebaut, die Auferstehungskirche gebaut, die Gertrudenkapelle im Innern umgestaltet und mit einer Glocke versehen, sowie die fünf Glocken der Lambertikirche erworben. Dazu kamen seine Gottesdienste und die Einrichtung einer fünften Pfarrstelle an der Lambertikirche. Ferner hat er die sogenannten Rentnerabende geschaffen, die kirchliche Frauenhilfe gefördert und besonders seine Arbeit dem Dienste in der Armenpflege gewidmet. In den Notjahren organisierte er die Kirchliche Nothilfe, die neben unendlich vielen Kleidungsstücken und Wäsche an Barmitteln 32 000 RM. aufbrachte. Nur ungern sieht die hiesige Kirchengemeinde Kirchenrat Buck scheiden.

Letzte Funkmeldungen

(Nach 12 Uhr mittags eingegangen.)

Reichserziehungsminister Rust stattete gestern dem Kardinalerzbischof von Ungarn Szeredi auf dem Schlosse Ehztergom einen offiziellen Besuch ab. Dieser gab zu Ehren des Reichsministers ein Frühstück, das anschließend die Gelegenheit zu einer längeren freundschaftlichen und vertrauensvollen Aussprache zwischen dem Kardinalerzbischof und Reichsminister Rust bot. Reichsminister Rust empfing im Hotel Gellert die Vertreter der ungarischen und der ausländischen Presse. Er betonte die Notwendigkeit, daß die heranwachsende Jugend der europäischen Nationen sich durch wechselseitige Besuche gegenseitig kennen lernt. Die Jugendorganisationen unserer beiden Länder wollen wir unterstützen, wenn sie miteinander in Austausch treten wollen. Der Professorenaustausch soll verstärkt, die Literatur der beiden Länder einander gegenseitig zugänglich gemacht werden.

Im Monat September hat die Zahl der Arbeitslosen um rund 115 500 abgenommen.

Ein Filmoperateur hat durch Zufall die ganze Schreckensszene in Marseille mitgefilmt. Dieser Lichtbildstreifen wird sofort entwickelt und dem Leiter der Marseiller Polizei übergeben werden. Die Zahl der Todesopfer hat sich jetzt auf 4 erhöht. — Das Befinden des Generals Georges ist immer noch besorgniserregend.

Die Königin von Südslawien begab sich nach Marseille.

Ministerpräsident Doumergue hat vorläufig die Leitung des französischen Außenministeriums übernommen.

Eine gemeinsame amtliche Untersuchung der südslawischen und tschechoslowakischen Behörden hat ergeben, daß der bei dem Attentäter des Königs Alexander, Peter Kelemen, vorgefundene Paß eine Fälschung ist.

Titulescu hat das Amt als rumänischer Außenminister angenommen.

Der vermißte Ministerpräsident von Panama, Solis, wurde auf einer Insel im Golf von Panama aufgefunden. Sein Flugzeug war zu einer Notlandung gezwungen worden.

Marktberichte

— **Norden**, 8. Oktober. Dem heutigen Wochenmarkt waren etwa 50 Schweine und 280 Ferkel zugeführt. Preise: Läufer 12—25 RM., Ferkel 3 bis 6 RM.

— **Emden**, den 9. Okt. 1934. Zentralviehmarkt. Marktverlauf: Der Handel in Großvieh mittelmäßig. Hochtragende Kühe 1. Sorte 400—430, 2. 340—380, 3. 250 bis 300, jährige Zuchtbullen: 1. —, 2. 180—230, 3. 100—160, halbjährige Bullen: 80—120. Aufkäufer 75—100. Kleinvieh Handel langsam. Läufer 20—38, Ferkel 4—6 Mk. Nächster Markt am 16. Oktober.

— **Bremen**, 6. Oktober. Pferdemarkt. Auf dem Pferdemarkt am 5. Oktober waren 134 Pferde aufgetrieben. Besucht war der Markt von 234 Personen. Der Handel war im allgemeinen schleppend. Es wurden nachstehende Preise erzielt: 1. Qualität 800 bis 900 RM., 2. 600 bis 800 RM., 3. 300 bis 400 RM., ältere Arbeitspferde bis 200 RM., Schlachtpferde bis 150 RM. — Nächster Pferdemarkt am 9. November.

— **Dortmunder Viehmarkt.** Dortmund, 8. Oktober. Preise: Ochsen: a) 35—36, b) 30—32, c) 27—29, d) 23—26. Bullen: a) 32—34, b) 28—31, c) 24—27, d) 20—23. Kühe: a) 34—36, b) 30—35, c) 26—29, d) 16—25. Färsen: — bis —, b) 30—33, c) 26—29, c1) 21—25. Kälber: b) 55, c) 48—54, c1) 40—47, d) 29—39. Lämmer und Hammel: 1a) 35—38, b) 30—33. Schweine: a) über 300 Pfund Lebendgewicht 1. 53, 2. 53, b) 48—53. 46—53, b) 43—48. Speckseiten: 49—52, andere Sauen 43—48. Marktverlauf: Großvieh mittel, gute Kälber flott, sonst langsam, Schafe mittel, gute Schweine gesucht, andere Schweine vernachlässigt.

— **Essener Viehmarkt.** Essen, 8. Oktober. Preise: Ochsen: a) 35—37, b) 30—34, c) 25—29, Bullen: 27—32, c) 22—26, d) 18—21. Kühe: a) 34—36, b) 33—36, c) 23 bis 29, d) 16—24. Färsen: a) 34, Kälber: a) 72—76, b) 57—60, c) 50—54, c1) 40—48, d) 25—38. Lämmer und Hammel: a) 37—38, b) 25—28. Schweine: a) über 300 Pfund Lebendgewicht: 1. 53, 2. 53, b) 52—53, c) 50 bis 53, 48—53, b) 45—50, c) 43—45. Speckseiten: 43 bis 50, andere Sauen: 43—46. Marktverlauf: Großvieh mittel, Kälber flott, Sauen, Schweine flott, geringe vernachlässigt.

— **Düsseldorfer Viehmarkt.** Düsseldorf, 8. Oktober. Preise: Ochsen: a) 35—39, b) 31—34, 27—30. Bullen: b) 27—29, c) 24—26, 22—23. Kühe: a) 33—35, b) 30—32, c) 25—29, d) 16—24. Fresser: 16—23. Färsen: a) 34—35, b) 29—33, c) 23—28. Kälber: a) 64—75, b) 56—60, c) 52 bis 55, c1) 43—50, d) 28—40. Schweine: a) über 300 Pfd. Lebendgewicht 1. 53, 2. 53, b) 53, c) 46—53, d) 45—50, e) 40—45. Speckseiten 53, andere Sauen 45—51. Marktverlauf: Großvieh mittelmäßig. Kälber und Schweine flott.

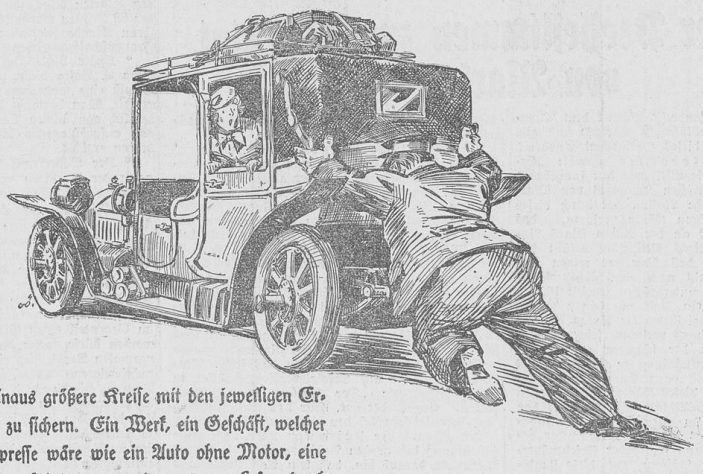
— **Kölner Viehmarkt.** Köln, 8. Oktober. Preise: Ochsen: a) 36—40 b) 31—35. 27—30, b) 25—31. Bullen: a) 34—41, b) 29—33, c) 25—28, b) 22—24. Kühe: a) 35 bis 38, b) 30—34, c) 25—29, b) 18—24. Färsen: a) 35 bis 38, b) 30—34, c) 25—29, b) 22—23. Kälber: a) 68 bis 75, b) 53—57. c) 47—52, b) 40—46. Lämmer und Hammel: 1. Weidemasthammel 38—40, 2. mittlere Mastlämmer: 30—37, Schweine: 1. fette Speckschweine 53, 2. 53, b) 51—50, c) 48—50, b) 45—52, Speckseiten 51—52, b) 51—50. Marktverlauf: Großvieh, Rinder und Kälber lebhaft. Hammel lebhaft. Schweine lebhaft.

Unsere heutige Nummer umfaßt 10 Seiten

Hauptschriftleiter und für den gesamten Textteil verantwortlich: Friedrich Lange, Jever. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gerhard Redelfs, beide in Jever. — Druck und Verlag C. L. Mettcker & Söhne, Jever. — DA. IX. 34. 4004

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Automobil, das geschoben werden muß ....



ist nur noch seine eigene Karikatur. Sie würden sich für die Zumutung, darin eine längere Fahrt zu machen, bestens bedanken.

Die Anzeige erfüllt für die moderne Wirtschaft die gleiche Aufgabe wie das Automobil für den Verkehr. Sie gibt einem Fabrikanten, einem Geschäftsmann erst die Möglichkeit, über den eigenen engen Bezirk hinaus größere Kreise mit den jeweiligen Erzeugnissen vertraut zu machen und ihren Absatz zu sichern. Ein Werk, ein Geschäft, welcher Art es auch sei, ohne Anzeigen in der Tagespresse wäre wie ein Auto ohne Motor, eine Karikatur seiner selbst. — Denn mit der Anzeige fährt man geradewegs zum Leser; durch sie packt man ihn da, wo er innerlich bereit ist, Neuigkeiten aller Art aufzunehmen; auch das Neue, was ihm die Anzeige bringt! Und es gibt niemand, der reich genug ist, sich solch einen Helfer entgehen zu lassen. In der Herbeiführung dieser „Verkaufsgelegenheit" besteht ja einer der Hauptwerte der Tageszeitungen für den Werbungtreibenden. Darum heißt es mit Recht:

Zeitungs-Anzeigen helfen kaufen und verkaufen!

Ueberschuhe für Damen, Herren und Kinder
Kamelhaarschuhe für Damen, Herren u. Kinder
Kragenstiefel und Gillie-Stiefeletten
Warm gefütterte **Kinderstiefel** in allen Größen
im Salamanderhaus **PEKOL, Jever.**

Oeffentliche Mahnung

Die rückständige
1. Grund- und Gebäudesteuer für 1934/35
2. Steuer vom bebauten Grundbesitz für 1934/35
3. Bürgersteuer für 1934, 1. und 2. Rate
4. Abfuhrgebühr für 1934/35
5. Viehumlage für 1934/35
6. Handwerkskammer-Umlage für 1933/34
7. Berufsschulgeld für 1934/35

ist zwecks Vermeidung der zwangsweisen Einziehung (Pfändung) umgehend einzuzahlen.

Jever, den 6. Oktober 1934.

Stadtmagistrat.

Ev.-luth. Kirchengemeinde Jever.

Der Kirchenrat hat beschlossen, bei der Landesparkasse Oldenburg, Zweiganstalt Jever, einen Kredit bis zur Höhe von 8000 RM (achttausend) wie bisher in Anspruch zu nehmen. Der Beschluß liegt vom 10. Oktober ab 14 Tage lang im Hause des Kirchenrechnungsführers Groneberg, Sophienstraße 27, aus. Etwaige Einwendungen sind innerhalb dieser Zeit einzureichen.

Jever, den 10. Oktober 1934.

Der Kirchenrat.

Kirchengemeinde Wiarden

Die Steuerliste 1934/35 liegt zur Einsicht der Beteiligten aus bei dem Kirchenrechnungsführer vom 10. bis zum 24. Oktober. Etwaige Einwendungen sind innerhalb dieser Frist bei dem Unterzeichneten anzubringen.

Der Kirchenrat: Allihn.

4- bis 12jähr. Pferde
mit losen, breiten Gängen.
Abnahme jede Woche. Bitte um Angebote. **Redelf Heyen.**
Jever, Fernruf 345.

Anzukaufen gesucht ein
guterhaltener Stubenofen
Angeb. u. M. B. 104 a. d. Exp. d. Bl.

Zu verkaufen eine junge schwere
hochtragende Stammkuh sowie eine fette Kuh.
Abickhafe. H. J. Wolken.

Verkaufe junge fähre Kuh und 3/4jähr. Kuhkalb.
Westrum. H. Brörken.

Einige hochtr. Rinder
zu verkaufen.
Roffhausen. Herm. Gerken.

Schwere Ferkel
verkauft
Minsen. H. Luiken.

Verkaufe prima Steck- und Runkelrüben
Lieferung auch frei Haus.
Fedderwarden. Karl Hicken.

Topas und gelbfleischige Eßkartoffeln
zu verkaufen.
Addernhausen. Behrens.

Empfehle meine
Schafböcke zum Decken
Einer davon ist verkäuflich.
Schoost. Freirichs.

Empfehle meine prämiierten
Ziegenböcke
zum Decken.
Sillenstede. Conring.

Sillenstede

Sonntag, den 14. Oktober,
Schützenball
Es ladet freundl. ein: Heinr. Büsing

Jever. Der geräumige Laden nebst vierräumiger Wohnung mit Dampfheizung im Hause Wangerstraße 14 ist auf sofort zu vermieten. Mietpreis 60 RM. monatlich.

Reflektanten wollen sich an uns wenden.

Erich Albers & Fink,
Auktionatoren.

Die Oberwohnung,
Hermannstr. 11 ist zum 1. Nov. zu vermieten Frau Ricklefs.
Jever, Bismarckstraße 32.

Suche zum 1. Nov. eine
3- bis 4räum. Wohnung.
Näheres in der Molkerei.

Auf sofort ein
Gehilfe gesucht.
Silland. F. Schröder.

Gesucht ein
landw. Gehilfe.
Müsterfiel. Joh. Schneider.
Daselbst **Arbeitspferd und Hengstfohlen** zu verkaufen. D. O.

Gesucht auf sofort eine
landw. Gehilfin
von 16—18 J. Hinrichs.
Vorwerk Oberahm
bei Neustadtgödens.

Schreibmaschinen-postkarten
in verschiedenen Ausführungen
C. L. Mettcker & Söhne
Jever

An die Aufgeber von Stellenangeboten

Vergessen Sie bitte nicht, in ihren Stellenangeboten Angaben über das Alter der Einzustellenden und über die Eigenschaften und Erfahrungen, die Sie verlangen, zu machen. Sie ersparen dadurch den Arbeitssuchenden unnötige und für viele nur schwer aufzubringende Fahrtunkosten und Zeitverlust.

Die Geschäftsstelle des „Jeverschen Wochenblattes"

Winterhilfswerk 1934/35
Ortsgruppe Hooksiel.

Wer im kommenden Winter vom Winterhilfswerk unterstützt werden will, hat vorher einen schriftlichen Unterstützungsantrag zu stellen. Die dafür vorgeschriebenen Formulare sind in der Schule zu Hooksiel werktags von 3—5 Uhr bis zum 20. d. M. erhältlich.

Der Ortsgruppenamtsleiter.

Uhlers, am Bahnhof
Autoruf **530**
Reparaturwerkstatt.

Nächste Woche Ziehung.
Lose zur 1. Klasse
1/8 3 Mk., 1/4 6 Mk. usw.
sind jetzt noch zu haben.
Hauptgewinn 100000 Mk.
50000 „
Schwabe, staatl. Lott.-Einnahme, **Jever**

Wecker - Neuheiten
ANKRA - Vertrieb
CARSTENS

Adolf Gerken, Jever

Kuhdecke „Halloh"
170×145 4.75 RM.
Tauveinfassung, handgenähte Ösen, Hanfstricke
Rohenkirchen. Heinr. Thymm.

Nehme noch Bestellungen auf
Weiß- und Rotkohl
entgegen. Lieferung ab Bahn und frei Haus.
Heidmühle. Hans Popken.
Telephon 497.

Die Benutzung des Genossenschaftsweges Nr. 20 nach Schursens ist bei der Brücke über das Mühlentief erschwert und geschieht auf eigene Gefahr des Benutzers.

Jever, 9. Oktober 1934.

Der Genossenschaftsvorsteher.
D. Janßen.

---

schon für 155.— RM.
erhalten Sie eine versenkbare
Original-
PFAFF
Nähmaschine
Alleinvertrieb:
Fr. Kleinsteuber,
Mühlenstraße.
Autovermietung sow. Fahrgelegenheit nach **Oldenburg**
Tel. 607. **Heino Lampe.**

Statt besonderer Mitteilung

Heute morgen 1.30 Uhr entschlief sanft und ruhig nach kurzer Krankheit unsere liebe Mutter, Schwieger- u. Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante,
die Witwe des weil. Landw. Tjard Taddiken in Kl.-Wichtens
Trientke Marie
geb. Kaufmann
im 83. Lebensjahre.

Um stille Teilnahme bitten:
Die Kinder und Angehörigen.

Tettens, den 10. Okt. 1934.

Beerdigung findet statt Montag, den 15. Oktober, nachmittags 3 Uhr, auf dem Friedhof in Tettens.

Evangelische Stadtkirche zu Jever
Sonntag, den 14. Oktober, abends 8 Uhr,
Abendsingen des Madrigalchores der Banter Kirche
Leitung und Orgel: Georg Hackstette,
Rüstringen. — Eintrittspreis 20 Rpfg.

Kaffeehaus Barkel
Heute letzter Mittwochstanz

Kopftaue
in **Jute, Sisal und Manilla,** beste Ware zu billigen Preisen
J. H. Cassens

Moderne Gummimäntel
mit neuen Besätzen, teils im Fenster. Lederolmäntel in allen Preislagen wieder am Lager.
Bruns & Remmers / Jever

Hugo Mühlenstedt
und Frau Hanna geb. Oetken
Vermählte
Wildeshausen, den 9. Oktober 1934.

Wir danken herzlich für erwiesene Aufmerksamkeiten

Familien-Nachrichten
(Aus benachbarten Zeitungen entnommen)

Geboren:

Rechtsanwalt Dr. Dettmers und Frau, Hildegard geb. Schumacher, Oldenburg, Sohn. — Heinrich Schröder und Frau, Gertrud geb. Herre, Oldenburg, Tochter. — Dipl.-Ing. Willi Hohmann und Frau, Susanne geb. Knipschild, Oldenburg, Tochter.

Verlobt:

Luise Ahlrichs und Jan Tammen, Aurich, Münkeboe, Aurich.

Vermählt:

Studienrat Dr. Niklaas Harders und Frau, Elisabeth geb. Manßen, Nordenham. — Karl Brümmer und Frau, Erna geb. Wendt, Oldenburg. — Friedrich Röben und Frau, Herta geb. Hoffiefken, Varel. — Johann Krösche und Frau, Agnes geb. Bartels, Wilhelmshaven. — Studienassessor Bernhard Brackhahn und Frau, Elsa geb. Lonchant, Wilhelmshaven.

Gestorben:

Oberpostschaffner a. D. Johann Gerhard Theilen, Donnerschweer, 78 J. — Bäckermeister Hilbert Mehrens, Oldenburg, 70 J. — Helene Utken geb. Detken, Oldenburg, 81 J. — Wilhelmine Rieman geb. Schulze, Oldenburg, 65 J. — Eta Reemts geb. Ihnen, Augustfehn, 83 J.

Landesbibliothek Oldenburg

Sie trat, ohne eine Antwort abzuwarten, auf die Straße hinaus.

Sie sah reizend aus, wie sie jetzt in dem duftigen Kleidchen, mit passendem Hut und Sonnenschirm, das Gesicht noch von der Erregung gerötet, die Straße hinabging. Ueberall schauten neugierige Augen hinter den Gardinen der Fenster hervor. Junge Männer warfen ihr lächelnde und begehrliche Blicke zu, Herr Mühlengesiefe kam über die Straße, sah sie, wollte von ihrer Schönheit entzückt, mit ausgebreiteten Händen auf sie zu, besann sich aber eines besseren, tat, als fiele ihm plötzlich etwas ein und verschwand als wohldressierter Ehemann in seinem Hause.

„Hallo, kleine Ma Lu!"

Sie blieb stehen und blickte sich um.

Sie war nicht die einzige, die stehenblieb. In der Tür des Hotels zum „Goldenen Stern", oben auf den Stufen, stand ein junger Mann, der sicher auch nicht nach Arnstädt gehörte. Sehr lang und hager, aber in seinen Bewegungen einen sehnigen Körper verratend. Im etwas auffallenden Sportanzug, eine Mütze auf dem Kopf, sehr modern, das Gesicht mit etwas großer Nase, ein wenig lebemannsmäßig, blasiert und im Auge ein Monokel.

Sie sah ihn an, und ein frohes Erschrecken ging über ihr Gesicht. — „Herrgott, Alexander?"

Jawoll, kleine Ma Lu, ich bin mit dem Flugzeug bis Klingenberg gefahren und von da mit einem schauderhaften Klapperkasten von Auto. Das nennt man Freundschaft, was? Ausgerechnet in dieses gottverlassene Nest, um zu sehen, wie dir Arnstädt bekommt."

Herr Oberingenieur Alexander Freiherr von Groneseld stieg lässig die Stufen des Hotels hinunter und sprach so laut, daß alle Vorübergehenden jedes Wort verstanden.

Augenblicklich hatte sich, da heute obendrein Markttag, eine ganze Menge Menschen angesammelt, die mit Neugier und Entrüstung auf den seltsamen Ankömmling und Maria schauten.

Jetzt sah dieser die Ansammlung, blickte höchst belustigt im Kreise umher, nahm die Mütze ab und sagte:

„Morgen, meine Herrschaften, freut mich ungemein, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Jetzt lachte Maria unwillkürlich laut auf.

„Aber Alexander!"

„Höflichkeit ist die Tugend der Großen, jetzt erst Patschhand, kleine Ma Lu."

In diesem Augenblick kam Frau Mühlengesiefe mit unendlich spitzer Nase vorüber, blieb einen Augenblick stehen und sah Maria und ihren Begleiter durch ihre Lorgnette höchst indigniert an. Sofort zog er die Mütze.

„Gestatten, Gnädigste, Freiherr von Groneseld!

„Sehr erfreut? Danke, gleichfalls!"

Während die Frau Oekonomierat vollständig sprachlos mit aufgerissenem Mund dastand, zog der Oberingenieur den Arm Ma Lus durch den seinen.

„So, jetzt zeige mir mal die Sehenswürdigkeiten von Arnstädt. Fünf Minuten werden wohl genügen. Dann sagen wir deiner Mutter guten Tag."

Zuerst war Maria erschreckt und befangen gewesen. Sie fühlte, daß ihre Lage mit jedem Augenblick verschlimmert wurde, dann aber, als sie an der siegesbewußten, langen Gestalt ihres Begleiters emporsah, kam aber wieder die alte Sicherheit über sie, der Uebermut brach auch in ihr wieder hervor, während Groneseld sehr vergnügt die Straße entlangging, wie ein Fürst herablassend, liebenswürdig nach allen Seiten lächelte und besonders zudringliche Neugierige grüßte, lachte sie jetzt auch, und so kam es, daß er sie wie in einer Art Triumphzug mitten durch das Städtchen und dem Hause der Mutter entgegenführte.

Um das Tor des „Goldenen Sterns" hatte sich eine Menschenmenge versammelt. Halb Arnstedt war auf den Beinen. Die Frau Oekonomierat hatte ihren Mann gerufen. Die Honoratioren beschleunigten ihren Weg zum Frühschoppen. Auch der Herr Bürgermister Zedewitz kam eben aus dem Rathause herüber.

Herr Mühlengesiefe stand als erster neben dem Wirt.

„Was ist denn das für ein ganz unglaublicher Mensch?"

„Heute morgen im Auto gekommen. Scheint längere Zeit hierbleiben zu wollen. Freiherr von Groneseld. Muß sehr reich sein. Ein ganz außergewöhnlicher Gast."

Bürgermeister Zedewitz war herangetreten.

„Wie ist der Name?"

Der behäbige Wirt hielt jetzt das Fremdenbuch in der Hand, sah durch die große Brille und las mit Genugtuung langsam vor.

„Oberingenieur Alexander Freiherr von Groneseld."

„Ist ja ein furchtbarer Fatzke. Ist ja geradezu beleidigend, wie der Mensch . . ."

„Um Gottes willen, meine Herren! Das ist ja das Hauptmitglied der Prüfungskommission, die unser Stauwerk abnehmen soll. Das ist ja der Sachverständige von der staatlichen Behörde, von dem alles abhängt."

Herr Mühlengesiefe machte ein ganz klägliches Gesicht und Direktor Ludwig, der jetzt auch vom Elektizitätswerk herübergekommen war, nickte lebhaft.

„Der Mann ist ein außerordentlich hohes Tier, hat eine große Laufbahn hinter sich, ist dabei aus sehr vornehmer Familie und sehr reich."

Während die Herren lebhaft sprechend in das Gasthaus hineingingen, trafen sich draußen einige der Damen.

„Haben Sie gehört, Frau von Molkenstern?! ganz laut hat er sie geduzt."

„Und wie sie über den Marktplatz gegangen sind, Frau Oekonomierat!"

„Grüßen kann sie überhaupt nicht, jetzt spielt sie wohl noch die Beleidigte?!"

„Ist verlobt und duzt sich ganz öffentlich mit diesem Herrn von Groneseld oder wie er heißt."

Frau von Molkenstern dachte nach.

„Bitte, Freiherr von Groneseld — — Freiherr. Es gibt da zwei Linien, und wenn ich mich recht erinnere — aber natürlich — durch den Vetter der Kusine meines verstorbenen Großonkels, des Grafen Molkenstern auf Groß-Molkau, sind wir ja mit den Baronen von Groneseld, wie man wohl sagen darf, ganz nahe verwandt."

Die Frau Oberpostexpedientin erwiderte etwas spitzig:

„Dann wird er sich sicher sehr freuen, hier eine Tante begrüßen zu können."

„Wird er auch. Ich werde ihm sofort eine Einladung zum Tee schicken, der gute Alexander wird sich sehr freuen. Er scheint ja ein ganz reizender junger Mann zu sein. Er hat so etwas Frisches, so etwas Ueberlegenes."

„Vorher nannten Sie ihn eigentlich ganz anders."

„Aber nein, Sie verstehen einen auch immer miß. Was kann der junge Baron dafür, wenn sich dieses schamlose Mädchen ihm direkt an den Hals wirft. Haben Sie nicht gehört? Er stand ganz ruhig in der Hoteltür und da hat sie ihn ganz laut angerufen. Mit Vornamen und du, um sich recht protzig zu tun." Die Damen wußten zwar alle ganz genau, daß es sich umgekehrt verhielt, aber zum Tee mit der freiherrlichen Größe wollte jede geladen sein.

Auch Frau Bürgermeister Wendeborn war inzwischen zu ihnen getreten, und Frau von Molkenstern, die es zu schätzen wußte, wenn die gutmütige Frau Wendeborn ihr Obst und Gemüse aus dem Garten schickte, sagte gönnerhaft:

„Liebe Wendeborn, mein Neffe, der Freiherr von Groneseld, der hier abgestiegen ist, hat mich herzlich gebeten, einen Teeabend zu arrangieren und einige Damen einzuladen. Mein lieber Neffe ist noch unverheiratet und sehr reich, under ist ein so ernster und gediegener Charakter."

Die Mühlengesiefe stieß die Hähner an.

„Jetzt hat er sie schon gebeten."

„Weiß man doch, schon vollständig verkalkt."

Dann drückte sie Frau von Molkenstern die Hand.

„Also empfehlen Sie uns bitte Ihrem Neffen, und wir danken sehr für die Einladung. Den Tag teilen Sie uns ja wohl noch mit."

*

Während die Damen und auch das im „Goldenen Stern" versammelte Volk wie eine Anzahl von Cholerabazillen auf die gute Kleinstadt losgelassen wurden, gingen Alexander von Groneseld und Maria jetzt außerhalb der Stadt durch die Gärten und machten mit Absicht einen Umweg. Nachdem es einsam um sie geworden, verschwand der Spott und Uebermut aus seinem Gesicht und er fragte ernst: „Hör mal, kleine Ma Lu, du gefällst mir nicht. Du bist gar nicht so lustig, wie du dich gibst — was ist los? Ist er dir untreu geworden?"

„Er ist der einzige, der zu mir gehalten hat, und doch —"

„Nun mal' raus mit der Sprache."

„Wir verstehen uns nicht mehr, wir alle nicht, meine Mutter — — das ganze Städtchen."

„Kein Wunder, das Nest muß man nehmen wie ich, komisch."

„Ach, Alexander, du bist doch mein Freund."

„Donnerwetter noch einmal, jetzt glaube ich gar, die kleine Ma Lu weint."

„Ich habe weiß Gott alle Ursache."

„Dann erzähle!"

„Kann ich gar nicht."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich mich schäme, weil ich mich bis tief in den Boden hinein schäme."

„Brauchst du wahrhaftig doch vor mir nicht."

„Ich muß auch sprechen. Ich will auch sprechen."

Und jetzt begann sie zu erzählen. Erst langsam und stockend, dann immer leidenschaftlicher und zuletzt, als sie von den Beleidigungen sprach, mit flammenden Augen.

Der Baron nickte.

„Ganz natürlich. Du bist auch den braven Tanten etwas allzuschnell mit der Tür ins Haus gefallen. Weißt du, daß wir mindestens um ein ganzes Jahrhundert auseinander sind. Hier, dieses liebe alte, ganz entzückend verschlafene Dornröschennest und wir in Berlin. Deubel noch mal, jetzt kann ich mich ärgern. Der blödsinnige Zimt, den ich auf dem Marktplatz angestellt habe, hat dir natürlich gefallen."

Aber hör mal, dein Bräutigam scheint ein braver und mutiger Kerl zu sein, ist keine Kleinigkeit, wenn man selber mit sich nicht im Reinen ist, so mutig für dich einzutreten."

„Dann ist er doch wortlos gegangen und hat auch heute nichts von sich hören lassen."

„Kann ich ihm gar nicht verdenken. Du bist ungeduldig, Ma Lu. Du verlangst, daß diese braven Menschen hier in zwei Stunden ein ganzes Jahrhundert voller Vorurteile überwinden, also Kopf hoch. Herrn Langheinrich, mit dem ich ja sowieso beruflich zu tun habe, werde ich den seinen schon zurechtsetzen, und jetzt gehen wir mal hübsch und friedlich zu deiner Mutter." Sie betraten den Garten, und die Frau Amtmann, die eben dabei war, trotz ihres Schmerzes, für Maria die ersten dunkelblauen Pflaumen zu pflücken, erschrak wieder gewaltig, als sie ihre Tochter plötzlich auf den Arm des langen Barons vor sich stehen sah.

Viertes Kapitel.

Ungefähr eine Stunde oberhalb der Stadt wurde das große Stauwerk errichtet, das die Gose, einen im Sommer recht friedlichen, im Frühjahr aber gewaltig anschwellenden Wildbach, dazu zwingen sollte, das ganze Städtchen und besonders auch die umliegenden Güter mit elektrischem Strom zu versorgen.

Nun war oben bereits das mächtige Stauwerk vollendet, die gewaltigen eisernen Torflügel waren geschlossen, und dort, wo früher ein Wiesental mit einer kleinen Almhütte gewesen, hatte jetzt bereits ein stattlicher See die Schmelzwässer aufgefangen. Er stand sogar außergewöhnlich hoch, sowohl um eine Kraftprobe zu machen, wie auch, weil jetzt noch die Oeffnungen geschlossen waren, durch die später der regelmäßige Strom in die Turbinen fließen sollte. Dafür rieselte von der Höhe des Stauwerks das überflüssige Wasser in Kaskaden anmutig zu Tal.

Es war am Morgen des Tages, an dem Maria heimgekehrt war.

Ingenieur Robert Hähner, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der zu seinem dauernden Mißvergnügen und zumal er noch nicht fest angestellt war, unter Otto als dessen Vertreter arbeiten mußte, ging langsam den Promenadenweg empor. Er hatte ein ärgerliches Gesicht, er war zerstreut und sichtbar schlecht gelaunt. Robert Hähner war durchaus nicht dumm, hätte genau so gut die Stelle erhalten können, zumal er viel länger am Ort war und seine Mutter die Schwester des Bürgermeisters. Aber er war ein unbeherrschter Mensch, der bisweilen mit den Gutsbesitzern die Nächte durchspielte. Kein Mann, der eine Verantwortung tragen konnte. Er hing Hut und Stock an den Nagel und setzte sich an den Arbeitstisch. Er warf ein paar lauernde Blicke umher und fragte ironisch: „Der Herr Chef ist noch nicht da?"

Es war allerdings ein seltener Fall, daß Otto nicht als erster auf dem Bau war. Herr August Kurze, der älteste Zeichner, auch ein etwas verbummelites Genie, der sich gleichfalls einbildete, durch Ottos Anstellung benachteiligt zu sein, zuckte die Achseln. — — „Wenn das Fräulein Braut heimgekehrt ist!"

Hähner antwortete nicht und trommelte auf den Tisch.

„Uebrigens ein nettes Fräulein Braut. Sie haben doch gehört, Herr Hähner?" fragte Kurze. — „Lassen Sie mich zufrieden." — „Scheint doch einen Knax gegeben zu haben." „Was heißt Knax?" — „Der Gärtnerbursche, der der Frau Amtmann abends das Gemüse bringt, hat erzählt, daß Langheinrich, kurz nach den Damen, die er so flegelhaft angepöbelt hat, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Hause ging."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücksfall.

Bauernskizze

von F. Schröngh amer-Heimdal.

Tobias Taubenmerkel ging mit schweren, bedachtsamen Schritten vom Hof zur Scheune, von der Scheune zum Stall, vom Stall zum Schuppen, zum Backofen, zum Bienenstand, zum Schafpferch . . . Ueberall tat er etwas Unsinniges, denn mit dem Kopfe war er nicht bei der Sache. Seine Gedanken kehrten immer wieder zur Stube zurück, wo die weise Frau eben ihres Amtes waltete, zur nämlichen Stube, in der alle Taubenmerkel, auch er selbst, im Laufe der Zeit das Licht der Welt erblickt hatten.

Und das war eine lange Reihe. Vierhundert Jahre lang Taubenmerkel, nichts als Taubenmerkel auf dem nämlichen Hof, alles schwere, gewichtige Kerle, keiner unter sechs Schuh. Da hatten die weisen Frauen keine leichte Arbeit, diese Taubenmerkel wohl und munter auf die Welt zu bringen.

Mit solcherlei Gedanken beschäftigt, setzte sich Tobias endlich auf den Hackstock beim Holzkuppen und nahm eine kräftige Prise. Aber er merkte in seiner Aufregung gar nicht, daß er statt des Schnupftabaks das Fläschchen mit Insektenpulver erwischte und das duftige Gebäu in die Nase zog.

Vor dem Hofior stand er dann, verschränkte die Arme vor der breiten Brust und las zum siebentausendsten Male den alten Spruch, der da im Balken stand:

Tobias Taubenmerkel hat dies Haus erbaut,
Alldieweil er hat auf Gott vertraut,
Dies Haus wird stehn in Ewigkeit,
Ja, wenn's nicht eingeht vor der Zeit.
Anno 1528.

Beim Hause hat es keine Gefahr, dachte der Nachfahre, wohl aber beim Geschlecht. Fünfzehn Jahre war Tobias ohne Nachkommen geblieben, lange Ehejahre — mit tauben Aehren, wie er sich sagte. Jahre des innerlichen Haders waren es gewesen, der Auflehnung sogar gegen die himmlischen Mächte, die kein Interesse mehr am Fortbestand der Taubenmerkel-Sippe zu haben schienen. In seiner großen Not hatte der Bauer sich an Wahrsager gewandt. Immer umsonst. Bis heute . . .

„Der Hoferbe?" höhnte plötzlich eine Stimme in ihm. Wie, wenn dieser Erbe ein Mädchen war, unfähig, den Namen Taubenmerkel auf dem Hof zu erhalten? Wahnsinnige Angst erfaßte plötzlich den starken Mann, und er preßte die Stirne hart gegen den Pfosten, daß der Mörtel aus den Mauerfugen sickerte . . .

Da wurde oben in der guten Stube ein Fenster aufgerissen, und die Stimme der weisen Frau drang hell und gebieterisch auf den verzweifelten Bauern herab: „Nenn doch das Haus nicht ein, Du damischer Lalli! Sonst hat Dein Bua keine Heimat."

„Was? Ein Bua?" brüllte der Tobias Taubenmerkel vor Freude und sprang umher wie ein tollgewordener Ochse. Der Hof hatte seinen Erben! Jubelnd verkündete er es dem Bienenstand, dem Backofen, dem Hofior mit dem Väterspruch, den er jetzt zum siebentausendundeintenmale las. Dann stürmte er auf das Feld hinaus und frohlockte in die Wälder und Wiesen hinein, daß ihnen ein neuer Herr und Erbe geboren sei und daß der Name Taubenmerkel auch fürder bleiben werde.

Mit stolzgeschwellter Brust wandte er sich dann wieder dem Hofe zu, um den Leibeserben so recht in Augenschein zu nehmen. Da kam ihm halben Weges die Kuchlmagd entgegen und rief ihm schon von weitem zu: „Wünsch Glück, Bauer, der zweite ist auch schon da!"

„Was? Zwei Buben! Das wär ja doch ganz aus der Weis'! Aber nun, ich sag's ja, wir Taubenmerkel, wir sind halt Leut' . . . Fünfzehn Jahr' lang hat sich nichts gerührt, und jetzt sind's gleich Zwilling'! Respekt, werden da die Leut' schauen!"

Und wie er wieder vor dem Hofior stand und den Väterspruch zum siebentausendundzweitenmale las, da öffnete sich in der guten Stube das Fenster wieder, und die weise Frau rief hochroten Gesichtes, dem man die überstandene Arbeit wohl anmerkte: „Aller guten Dinge sind drei! Herrschaft, war das eine Arbeit! Drei solche Taubenmerkel-Lackel auf die Welt herbringen, da gehört was dazu. Da wirst eine schöne Rechnung kriegen von mir, Bauer."

„Das ist wurscht!" rief Tobias Taubenmerkel außer sich vor Stolz und Freude. „Drei Buam, drei Buom! Darf ich schon ussi?"

„Darfst schon, aber tritt die Stiegen nicht zusammen mit Deinen Trittlingen, Deinen Taubenmerklischen . . ."

Diese letzte Mahnung überhörte der freudigst bewegte Vater der Drillinge, und er trabte die Treppe hinan, daß sie in allen Fugen ächzte. Dann stand er vor der Wiege, in der drei rosige Gesichtlein schlummerten. Dann legte er die Hände schwer auf das Oberbett der Wöchnerin und sprach die gewichtigen Worte: „Geld, Du, Drilling . . . Ich sag's ja: wir Taubenmerkel, wir sind halt ein Schlag . . ."

Herr Dawson gewinnt ein Kalb . . .

Wenn ein wackerer Bauersmann auf einem Rummelplatz ein Kalb gewinnt, so wird er darüber sicherlich recht erfreut sein. Fällt jedoch einem Großstädter ein solches Glück in den Schoß, so ist die Freude nicht immer ganz ungetrübt. Das hat kürzlich Mister Dawson erfahren, der auf einem Rummelplatz in Cincinnati ein ausgewachsenes Kalb gewonnen hatte. Es bereitete ihm zunächst erhebliche Schwierigkeiten, sein neues Eigentum nach Hause zu befördern. Es blieb dem Manne nichts anderes übrig, als das Tier durch die Straßen hinter sich herzuziehen. Ein neues Hindernis ergab sich, als Mister Dawson mit dem Kalbe vor dem Hause stand, wo sich im vierzehnten Stock seine Wohnung befindet. Der Fahrstuhlführer wehrte sich zunächst dagegen, das Tier zu befördern. Dann aber gelang es, ihn durch ein gutes Trinkgeld zu bewegen, daß er das Kalb wenigstens für eine Nacht mit nach oben nahm. Worauf zunächst einmal Frau Dawson in Ohnmacht fiel, als ihr Gatte mit seinem seltsamen Gaste anrückte. Dann ergoß sich ein Hagel von Vorwürfen auf den Mann. Man kann es verstehen, wenn das Tier durch diese eheliche Unterhaltung etwas nervös zu werden begann. Als nun auch die Kinder des Paares sich dreinmengten und sich allzu eifrig mit Schwanz und Ohren des unglücklichen Kalbes beschäftigten, riß dem Rindvieh die Geduld. Es sprang über Tisch und Stühle und sauste mit einem gewaltigen Satz durch das Fenster. Natürlich bekam die Luftreise vom vierzehnten Stock auf das Straßenpflaster dem armen Tiere nicht. Es wurde völlig zerschmettert. Die Polizei beeilte sich, den „glücklichen Gewinner" wegen gemeingefährlichen Unfugs für einige Stunden in Haft zu nehmen. Und dann wurden auch verschiedene Klagen gegen Mister Dawson angestrengt. So haben einige junge Mädchen, die gerade schwatzend beisammen standen, als das Kalb herabsauste, vor Schreck einen Nervenschock erlitten, und daraufhin fordern sie nun von Mister Dawson einen gehörigen Schadensersatz, den ihnen die amerikanischen Richter zweifellos auch bewilligen werden. Denn die gelehrten und wohlerzogenen Herren wissen ganz genau, was sie dem schöneren Geschlechte schuldig sind.

Der Acker ist ewig . . .

Von Dr. G. Künstel.

Es kam ein Sommer, da gab es wenig Gras und kein gutes, denn es war trockenes Wetter. Die Heuernte der Leute fiel kläglich aus. Blundtetil, der altnordische Bauer, zog zur Herbstzeit zu den Pächtern seines Besitzes und erklärte, er wolle sich die Abgaben von den Gütern in Heu entrichten lassen. „Wir haben viel Vieh zu füttern, und Heu ist wenig zu haben. Ich will auch selbst bestimmen, wieviel geschlachtet werden soll in diesem Herbst auf jedem meiner Pachthöfe; dann wird sich's gut schicken."

Der Winter kam, und schon die ersten Wochen brachten grimmige Kälte dort oben am Nordabhang, und die Leute waren wenig gerüstet. So ging es bis über den Julmond hinaus, und als der Hartung kam, zog die Not in die Höfe ein und mancher ward da schon mattgesetzt. An einem Abend aber kam einer von den Pächtern zu Blundtetil; er sagte, das Heu sei ihm ausgegangen und er brauche Hilfe, wenn er sein Vieh durchbringen solle.

„Wie kommt das?" fragte der Bauer. „Ich habe es berechnet, daß ich meinte, es würde sich gut schicken!" — Der andere bekannte, daß weniger geschlachtet worden sei denn der Bauer vorgeschrieben. „Wir wollen einen Handel machen", sagte Blundtetil, nachdem er sich bedacht hatte, „ich befreie Dich für diesmal aus der Not. Du aber darfst es niemand sagen, denn ich will nicht, daß es ruchbar werde und daß sich die Leute an mich hängen, am wenigsten, wenn Ihr meine Vorschriften, die ich Euch gebe, nicht befolgt habt!"

Der Pächter ging heim und erzählte seinen Freunde, Blundtetil sei doch ein Muster von einem Bauern, und man könne bei jeder Gelegenheit wohl mit ihm auskommen; ihm habe er jetzt auch geholfen aus seiner Not. Der Freund ging und erzählte das seinem Freunde; und so wurde es in kurzer Zeit bekannt in der ganzen Gegend.

Die Zeit verstrich, und der Hornung war da. Da kamen mehrere von Blundtetils Pächtern und sagten, sie seien mit ihrem Heu zu Ende. Blundtetil antwortete: „Es war schlecht von Euch, daß Ihr meine Vorschrift mißachtet habt. Nun habe ich wohl noch viel Heu, aber auch viel Vieh. Und wenn ich mit Euch teile, habe ich nichts für mein eigenes Vieh. Eine dritte Wahl gibt es nicht."

Die anderen aber bedrängten nun den Hofherrn gar sehr, klagten laut ihre Not und sagten, sie wüßten sich nicht zu helfen. Ihm wurde es betrüblich, ihr Gewinsel zu hören. Er ließ seine hundertsechzig Rosse auf dem Hof zusammen

Landesbibliothek Oldenburg

das Futter, das eigentlich zu ihrer Ernährung bestimmt gewesen war. Da zogen sie voll Freude davon. —

So geschah es etwa ums Jahr 800. Eine der aus jener Zeit überlieferten isländischen Sagas vermeldet das Geschehnis und zeigt, daß schon der alte nordische Bauer wohl hauszuhalten wußte und den wechselnden Umständen der Jahresläufe zu begegnen, um auch ungünstige Zeiten ohne Schaden zu überstehen.

*

Und wieder kam ein trockener Sommer. Die Seen und Gebirgsbäche versiegten. Sorgenvoll blickten die Bauersleute gen Himmel, und die Zeitungen meldeten täglich, daß in den Nachbargauen die Dürre nicht minder verheerend sei. Die Heuernte fiel kläglich aus, und die Leute sagten: „Wenn es nur im August noch einmal regnen möchte für das Grummet!" Die Frauen, Kinder und alten Leute, und was abkommen konnte an den Höfen, gingen in den Wald, um Eichenlaub für das Vieh zu sammeln. Kartoffelkraut brachten manche von den Aeckern, soweit sie es schon abzurupfen wagten, und auf keinem Waldweg blieb ein Büschel mageren Grases unbeachtet stehen.

Schon im Juli verkündeten die Bauernführer überall im Lande, man solle nicht zu viel Vieh halten auf den Höfen. Ganze Rinderherden wurden von der Konservenindustrie angekauft, so daß die Bauern keinen Verlust hatten. Und bei den Schweinen hieß es: wenige mästen, diese aber auf ein hohes Gewicht, denn mit Fleisch war das Volk wegen der Rinderverkäufe ausreichend versorgt, dagegen konnte man Fett im Herbst sehr gut unterbringen.

Der Eckerts Jörg überprüfte den Stand seiner Ställe. Die drei Kühe mußte er haben, zur Milchversorgung, zur Nachzucht und wenn die Pferde die Zugarbeit nicht bewältigten in den arbeitsreichen Wochen. Aber das vierte Rind, das einjährige, das er eigentlich hatte aufziehen wollen, schickte er auf den Markt. Und im Schweinestall beschloß er, die Muttersau einmal nicht belegen zu lassen; dann würde er zwei Tiere für sich schlachten, sobald die ersten kalten Tage kämen, zwei wollte er ganz fett mästen, und es würde sich gut schicken...

Die Grummeternte fiel dann erträglich aus, der Winter kam, Weihnachten und Neujahr. Und im Februar kam Wieners Fritz ins Haus und klagte dem Nachbarn, sein Heu gehe zur Neige, er brauche unbedingt Hilfe, solle sein Vieh nicht umkommen. „Es war nicht richtig", sagte der Bauer, „daß Du alle Rinder behalten hast. Die Sache ist die, ich habe wohl noch ein Viertel Futter, aber wenn ich mein Vieh gut halten will, komme ich eben selber damit zu Rande. Du mußt sehen, Dich mit Rüben und Kartoffeln zu behelfen." —

„Dann habe ich nichts für meine Schweine", sagte der Nachbar kleinlaut vor sich hin, und es kam heraus, daß er auch in der Schweinezucht die wohl durchdachten Mahnungen der Regierung mißachtet hatte...

„Schließlich kann ich ja noch ein paar Zentner Gerste verschroten", überlegte sich der Bauer, obwohl ihm die Kartoffeln billiger kamen, „und vielleicht reicht es, wenn ich etwas sparsamer einteile..." So zog der Nachbar mit dem Versprechen auf ein paar Schubkarren voll Heu frohen Herzens ab. —

So kann es im Jahre Winter 1934 auf 35 oftmals geschehen, in diesem oder jenem Dörfchen in Franken und Schwaben. Und es zeigt sich, daß über die Jahrtausende hin der Bauer des Nordlands dieselben Sorgen hat. Im germanischen Hof wie im modernen deutschen gibt es gute Haushalter und schlechte, und immer wieder heißt es den wechselnden Umständen der Jahresläufe zu begegnen. Denn ewig ist der Acker mit seinen Forderungen und Gaben, ewig ist der Himmel mit Regen und Sonnenschein, und ewig ist der Bauer.

Wenn im Purpurschein...

Als ein Aufbäumen letzten Lebenswillens vor dem unerbittlich drohenden Ende möchte man es ansehen, wenn die Natur jetzt noch einmal ein Gewand von geradezu übermütiger Buntheit anlegt. Betonte das zarte Pastell lichten Grüns die Freude erster keimender Lenzesluft, prahlte die Reife des Sommers in den satten, oft sogar grellen Aquarellfarben grüner Wälder und Wiesen, korngelber Felder und blumenbunter Gärten, so zaubert uns der Herbst ein Oelgemälde in

zu bergen, Lebensluft und Lebensfreude in den helleren Tönen, in der Buntheit von Astern und Georginen zum Ausdruck zu kommen. Doch das ist Maske, Täuschung wie das hektische Rot, die oft unhemmbare Lebenslust mancher Schwerkranken. Blickt weiter, und ihr seht das mißfarbene Grau-Grün-Braun der abgeernteten, ruhenden Felder. Wartet ein Weilchen, und auch das Laub der Wälder deckt als eintönig brauner Teppich den Boden. Dann starren leblos kahle Zweige empor, und auch mit der Buntheit der Gärten räumt das große Sterben auf. Schon jetzt überdecken oft die grauen Schleier trüber Regentage das Leuchten der Farben, mahnt der eigenartige Faulgeruch vorzeitig gefallenen Laubes daran, daß eine Lebensperiode der Natur dem Ende zueilt. Dann kommen die Tage der ersten Fröste, die Zeit naßkalter Witterung. Nichts lockt mehr ins Freie. Dagegen ladet der wieder angeheizte Ofen zu behaglichem Verweilen. Dann scharen sich wohl zwischen Tag und Abend, zur Schummerstunde, die Kinder um die Mutter oder Großmutter, und diese erzählt ihnen die schönen alten Märchen, öffnet ihnen die Pforte zum Paradies „Es war einmal".

Bauernkraft.

Von allen festlichen Tagen
Sei dem zunächst gedankt:
Wenn schwer der Erntewagen
Durchs Tor des Dorfes schwankt,
Wenn ernst, mit festen Schritten
Im Festschmuck, dicht gereiht,
Der Frucht, die sie geschnitten,
Die Bauern geben's Geleit.

Danket den schwiel'gen Fäusten,
Durch die das Feld gediehn,
Grüßt herzlich die Getreusten,
Wenn sie vorüberziehn!
Die Unrast und Getriebe
Verschmähend voll Vertraun
In zäher Heimatliebe
Die deutsche Scholle baun.

Sie sammeln keine Schätze —
Im Sinn der Väter nur
Tun sie nach dem Gesetze
Im Gleichnis der Natur;
Und bleiben, wie sie's lernten,
In Lenz und Herbstesglanz,
Im Säen und im Ernten
Eckstein und Herz des Lands.

Ein Häuflein zieht, ein strammes
Das für Euch wirkt und schafft;
Es bleibt der Stolz des Stammes,
Es gibt Euch Brot und Kraft.
Bricht je die Flut des frechen
Undeutschen Geistes ein,
An Bauernkraft zerbrechen
Wird sie wie Glas am Stein!

Rudolf Presber.

Lies' und Lach'

„Es ist doch unerhört mit euch!" bringt die Mama die beiden Streithähne auseinander, „könnt ihr zwei denn nie einer Meinung sein!"

„Sind wir ja. Der Paul will die Banane allein essen und ich auch!"

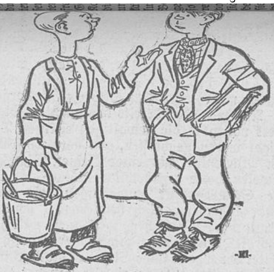
*

„Was soll ich tun? Ich kann keine Nacht schlafen."

„Trinken Sie jede halbe Stunde einen Korn."

„Hilft das?"

„Nein. Aber die Zeit vergeht angenehmer."



»Na, Emil, wie stehste denn mit deinem Meesta?«

»Sehr gut; wir klopfen uns gegenseitig die Hosen aus.«

»Tatsächlich?«

»Ja, aber er hat sie nie dabei an!«

Die Bahn ist erschreckend voll. Unter vielen anderen stehen auch zwei Freundinnen eng aneinander gepreßt. Der Zug hält, alles wird durcheinandergerüttelt, so stark war der Ruck. Besonders die eine junge Dame konnte sich kaum halten. Im letzten Augenblick hatte sie aber die Hand ihrer Freundin ergriffen, und ließ nun, da sie sonst keinen Halt finden konnte, die Hand nicht wieder los.

An der nächsten Haltestelle steigen ein paar Leute aus. Erst jetzt merkt die junge Dame, daß sie nicht die Hand ihrer Freundin, sondern die Hand eines neben ihr stehenden Herrn krampfhaft umklammert hält. Erschrocken und rot werdend läßt sie die Hand des jungen Mannes los und stottert eine Entschuldigung: „Das ist ja die falsche Hand, verzeihen Sie bitte."

Darauf der Herr: „So? Na ja, es ist die rechte Hand, hier haben Sie die linke Hand, die kommt vom Herzen."

*

Der Arzt steht am Krankenlager des Försters und macht ein bedenkliches Gesicht. Da sagt der Patient plötzlich: „Herr Doktor, mir scheint, wir beide sind mit unserem Latein zu Ende."

*

„Frau Nansen, könnten Sie mir nicht mal Ihren Teppichklopfer borgen?"

„Tut mir leid, Frau Johansen, er kommt erst um fünf Uhr nach Hause!"

*

Onkel Paul ist zu Besuch. „Sage mal, Fritzchen," wendet er sich an seinen kleinen Neffen, „hast du schon einmal so gelacht, daß du weinen mußtest?"

„Ja, Onkel Paul. Da hatte ich Papas Autoschlüssel versteckt. Papa mußte aber einen eiligen Krankenbesuch machen und suchte und suchte. Siehst du, Onkel Paul, darüber mußte ich dann lachen und Papa merkte alles. Na, und dann, weil ich dann wegen meines Lachens Prügel bekommen hatte, mußte ich eben auch weinen."

Das Polarfrühstück

Er: Nun, wie schmeckt das Proviantlager der Polarforscher?
Sie: Pfui Teufel ... nach Benzol ... auch die Konserven.

Beim Lampenschimmer

Nr. 41 * Wöchentliche Unterhaltungsbeilage * 1934

Nicht nur die fruchtbare Ebene — auch die Küsten der Nordsee, des »trutzigen Hans«, tragen uralte Erbhöfe, seit Jahrhunderten bewohnt von den Familien der heldischen Kämpfer gegen die Unbill des Meers...

Mädels von heute und gestern ...

Roman von Otfrid v. Hanstein

3. Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

„Aber sie haben doch — — —"

„Mutti, sprich das nicht aus. Diese Damen haben mir Dinge gesagt, die ich kaum verstehe. Komm einmal her, sieh mir in die Augen, sehe ich aus, wie ein Mädchen, das sich und seiner Reinheit auch nur das geringste vergeben hat? Hast du so wenig Vertrauen zu deinem eigenen Bruder, daß du glaubst, er würde auch nur den allergeringsten Makel an mir dulden? Wenn gestern hier Dinge gesagt sind, die nicht anständig waren und die ein junges Mädchen nicht hören darf, so haben es ganz allein jene gesagt, ich aber bin im tiefsten Herzen gekränkt und fühle mich von ihnen beschmutzt. Und wenn ich in dieser Nacht mich schlaflos im Bett gewühlt habe, dann war es nur deshalb, weil ich bitter hätte darüber weinen mögen, daß auch du, meine eigene liebe Mutter, die mich doch kennen mußte, an mir zweifelst.

Du selbst hast mich doch nach Berlin geschickt, du hast mich zu Onkel Wilhelm gebracht, und ich bin froh und glücklich darüber, daß ich ein freies, selbständiges, körperlich und geistig gesundes modernes Mädchen geworden bin.

Ich denke jetzt gar nicht daran, von hier fort zu gehen, ehe ich in jeder Weise von euch allen Genugtuung bekommen habe und ehe diese Damen ihre Beleidigungen zurückgenommen haben.

Ich kannte den Beruf, für den Onkel Wihelm mit deinem Einverständnis mich ausgebildet hat, ebensowenig, aber jetzt weiß ich, daß er eine große Aufgabe an der Gesundung der jungen Mädchen zu erfüllen hat.

Nehmt euch ein Beispiel an Otto. Der war sicher auch verwundert und hat doch treu und tapfer zu mir gehalten."

Die Frau Amtmann fühlte sich wieder vollständig hilflos.

„Aber, Kind, was willst du tun? Du kannst doch nicht gegen das ganze Städtchen — zweitausend Menschen — ?!"

Maria lachte.

„Als ich im Stadion mein Examen machte, haben sechstausend mir zugejubelt. Ich schreibe jetzt an Onkel Wilhelm."

Damit ging sie hinaus und stieg in ihr Stübchen empor, während die Frau Amtmann kopfschüttelnd zurückblieb.

*

Eine halbe Stunde kam sie, einen Brief in der Hand, in demselben Sommerkleidchen wie gestern zum Ausgehen gerüstet, wieder hinunter.

„Ich will den Brief zur Post bringen, Kind.„

„Jetzt glaubst du wohl sogar, ich fürchte mich?"

Landesbibliothek Oldenburg

Nummer 237 **Beilage zum Jeverschen Wochenblatt** 144. Jahrgang

Mittwoch, 10. Oktober 1934

Der Gauwalter der Deutschen Arbeitsfront Bruno Dieckelmann über den Neuaufbau der Deutschen Arbeitsfront

Von großer Bedeutung war die Tagung der Amtswalter der Deutschen Arbeitsfront am Freitag in dem neuen Hotel „Reichshof", auf der der Gauleiter Bruno Dieckelmann Stellung zu allen wichtigen Fragen nahm und über das große Aufgabengebiet der DAF. sprach. Es waren die Kreiswalter, Kreiskassenobmänner, Kreis-Pressewarte und Kreispropagandawalter des gesamten Gaues der DAF. geladen und vollzählig erschienen. Der kleine Saal des Hotels „Reichshof" war überfüllt und es dürfte wohl noch keine Tagung der Deutschen Arbeitsfront so spannend verlaufen sein, als diese. Von vornherein konnte das allgemeine gute und kameradschaftliche Verhältnis der Amtswalter zu ihrem Gauwalter festgestellt werden. Alle Teilnehmer begrüßten mit Herzlichkeit den erst kürzlich operierten Gauwalter Bruno Dieckelmann und alle stimmten freudig dem Gau-Organisationsleiter Willi Schwans bei, der in seiner Begrüßungsworten zum Ausdruck brachte, daß unserem Gauwalter die volle Gesundheit geschenkt werde, damit er noch recht lange im Dienste unseres nationalsozialistischen Staates tätig sein kann. Pg. Werkl Schwans erstattete Bericht über die kürzlich in Berlin stattgefundene Tagung, auf der der Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Robert Ley, grundlegende Richtlinien über die Eingliederung der Reichsbetriebsgemeinschaften in die DAF. bekannt gab. Dr. Ley betonte, daß es zunächst darauf ankomme, den Neuaufbau der Deutschen Arbeitsfront nach dem Organisationsbuch durchzuführen. Die Inhaber von Amtsstellen müßten Parteigenossen sein und wo keine Parteigenossen vorhanden sind, müßten die einzelnen Aemter mit alten NSBO.-Kämpfern oder einwandfreien deutschen Volksgenossen, die eine ehrliche Gesinnung mitbringen, besetzt werden. Die alten Führer der Verbände müßten nach wie vor in die Dienste der Deutschen Arbeitsfront eingespannt und ihre wertvolle Kleinarbeit als solche anerkannt werden. Hinsichtlich der Unterstützungszahlungen dürfe keine Unterbrechung eintreten. Die Beiträge könnten durch die Betriebsführer eingezogen werden, aber ohne Druckmittel. Ferner habe Dr. Ley auf der Tagung betont, läge bereits eine Verfügung beim Führer Adolf Hitler vor, die den Kreiswaltern der DAF. die Möglichkeit gebe, in sozialpolitischen Fragen innerhalb der Betriebe entscheidend einzugreifen. Die Rechtsstellen der DAF. müßten mit den besten Kräften besetzen werden. Der Landarbeiterverband ginge vorläufig zum Reichsnährstand über und die NS.-Hago sei bereits ab 1. 10. 1934 systematisch in die DAF. eingegliedert worden, bliebe aber als solche in sich selbst bestehen. Die Angestelltenverbände würden ab 1. Januar 1935 eingegliedert. Die Vorarbeiten hierzu müßten ab 1. Dezember 1934 begonnen werden. Dann habe Dr. Ley auf die Weitersteigerungen im Reiche hingewiesen und die Vertreter der Deutschen Arbeitsfront gebeten, derartige Vorkommnisse sofort nach Berlin weiterzumelden.

Gaukassenobmann Bruno Oldigs weist in längeren Ausführungen auf die Wichtigkeit der Beitragskassierung hin. Um eine pünktliche Beitragskassierung zu ermöglichen, sei es notwendig, daß die Kreis-Kassenobmänner im engsten Einvernehmen mit den übrigen Amtswaltern des Kreisstabes arbeiteten. Pg. Bruno Oldigs gab dann noch weitere Einzelheiten bekannt, die die Revisoren bei ihren Prüfungen beanstandet hatten. Hier müsse unbedingt auf den täglichen Abschluß der Buchführung das Hauptaugenmerk gerichtet werden. Nur dann würden von vornherein alte Differenzen beseitigt. Ferner erinnerte Pg. Oldigs an die Wichtigkeit der Fragebogen u. ermahnte die Kreiswalter, sich für das Hereinholen der Fragebogen voll und ganz einzusetzen.

Der Gauleiter Bruno Dieckelmann nahm anschließend an die Ausführungen des Gau-Kassenobmanns Veranlassung, über die kommende Statisierung der Kreise zu sprechen. Er setzte sich für die Zeitschrift „Das Arbeiertum" ein u. machte es den Kreiswaltern zur Pflicht, für einen erhöhten Umsatz dieser Zeitschrift, die für jeden Arbeiter leicht verständlich sei, Sorge zu tragen. Nach einer kurzen Pause wurde allen Kreiswaltern Gelegenheit gegeben, sich über die wichtigsten Fragen, die sie auf dem Herzen hatten, auszusprechen. Die mündlichen Berichte der Kreiswalter gaben ein anschauliches Bild über die große Verantwortung, die sie dem deutschen schaffenden Volge gegenüber tragen. Aus den Worten konnte man die Liebe und Wärme heraushören, mit der sie sich für ihre zum Teil sehr schwierigen Aufgaben einsetzen. Nachdem sich alle ihre Sorgen vom Herzen heruntergeredet hatten, nahm unser

Gauwalter Bruno Dieckelmann

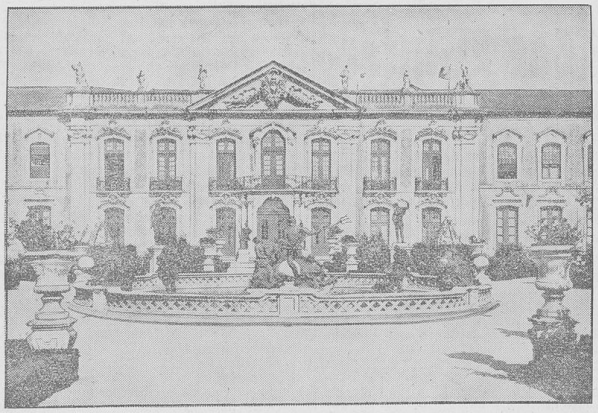
das Schlußwort, um auf die einzelnen Ausführungen seiner Amtswalter näher einzugehen und in großen Zügen den Neuaufbau und die Aufgaben der Deutschen Arbeitsfront zu skizzieren. Wenn heute, so betonte Pg. Bruno Dieckelmann, es immer noch Leute gibt, die an den Einrichtungen der Deutschen Arbeitsfront Kritik üben, so muß diesen Leuten immer wieder entgegengehalten werden, was wir am 2. Mai 1933 bei der Uebernahme der Gewerkschaften übernommen haben. Es fällt uns schwer, immer wieder die Sünden der alten Gewerkschaftsleistungen ans Tageslicht zu zerren. Es ist aber notwendig, weil der deutsche Arbeiter sehr leicht geneigt ist, das alte und böse zu vergessen, und das Neue mit argwöhnigen Augen zu betrachten. Wir sind ehrlich genug, zuzugeben, daß nicht jede Kritik unberechtigt ist, müssen aber darauf hinweisen, daß, sofern sich diese Kritik auf Personen erstreckt, viele Amtswalter, die sich als unfähig erwiesen haben, bereits ausgetauscht worden sind. Das Gebiet der Deutschen Arbeitsfront und die mit ihr zu lösenden Aufgaben erfordern von den Amtsleitern bestimmte Sachkenntnisse und wo sich heute noch Amtswalter in Stellungen befinden, denen sie nicht gewachsend sind, so werden diese Amtswalter im Interesse der Volksgesamtheit ausgetauscht und erhalten Aemter, denen sie eben gewachsen sind. Die Besoldungsfrage der Amtswalter darf niemals ausschlaggebend sein. Ausschlaggebend ist und bleibt die nationalsozialistische Gesinnung. Wir haben früher auch ehrenamtlich arbeiten müssen und verlangen das auch von den Stellen der Deutschen Arbeitsfront, deren Besoldung auf Grund der Mitgliederzahlen nicht möglich ist. Wie die Deutsche Arbeitsfront der Wille der NSDAP. darstellt, so bedeuten die Reichsbetriebsgemeinschaften die Seele der Deutschen Arbeitsfront. Die Abgrenzung der Aufgabengebiete der Reichsbetriebsgemeinschaften einerseits und der Deutschen Arbeitsfront andererseits ist bereits aus dem Organisationsbuch der DAF. zu ersehen. Damit aber die Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront der notwendigen Kontakt mit den Reichsbetriebsgemeinschaften den Weg durch die Dienststellen der Kreise zu den verantwortlichen Leitern der Reichsbetriebsgemeinschaften machen. Wir hoffen, in Oldenburg einmal einen großen Bau der DAF. hinstellen zu können, um durch ein Erfassen der gesamten Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront ein leichtes Zusammenarbeiten auch mit den Reichsbetriebsgemeinschaften zu ermöglichen. Wir besitzen in Oldenburg keine Räume, da der Apparat von Angestellten bereits ins Unermeßliche gesteigert ist. Die Gaubetriebsgemeinschaftswalter wiederum haben die Aufgabe, innerhalb der Reichsbetriebsgemeinschaften alles so zu organisieren, wie es die Deutsche Arbeitsfront vorschreibt. Ueber die Besoldung werden in den nächsten Tagen Richtlinien herausgegeben. Zunächst kommt es darauf an, dafür Sorge zu tragen, daß der ganze Aufbau der Deutschen Arbeitsfront so vollzogen wird, wie es der Führer wünscht.

Ueber die Eingliederung der Reichsbetriebsgemeinschaft Landwirtschaft in den Reichsnährstand äußerte sich Pg. Bruno Dieckelmann dahingehend, daß der Wille des Führers allein maßgebend sei. Der Führer wünscht, daß der Bauernstand eine Säule für sich bilde. Wie der Begriff Blut und Boden untrennbar miteinander verbunden sei, müsse auch der Begriff Bauer und landwirtschaftlicher Gehilfe eins werden u. eins bleiben. Selbstverständlich ist die Deutsche Arbeitsfront jederzeit gerne bereit, dem Reichsnährstand in der Wahrung der sozialen Forderungen der Landarbeiter behilflich zu sein. Die Deutsche Arbeitsfront wird auch jederzeit alle an sie herangetragenen Klagen seitens der Landwirtschaft prüfen und an die maßgebenden Stellen befürwortend weiterleiten.

Hinsichtlich der sozialen Belange des innerhalb der Deutschen Arbeitsfront organisierten schaffenden Volkes habe der Führer Adolf Hitler große Pläne vor. Wenn der Führer auf dem Bückeberg anläßlich des Erntedankfestes besonders betonte, daß, „wenn er heute erst die Arbeitslosigkeit beseitigen müßte, er sich morgen für ein besseres Lohnverhältnis des schaffenden Volkes einsetzen werde", so sind das Worte die der Führer unbedingt halten wird.

Ich bekam von der Staatszeitung in den letzten

Das „Versailles von Portugal" niedergebrannt.



Das Königsschloß Queluz bei Lissabon, das den oben angeführten Ehrennamen trägt, ist mit seinen großen Sammlungen an Gemälden, Skulpturen und Edelsteinen bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Glück

muss der Mensch haben

Roman von Axel Rudolph

Copyright by Carl Dunker Verlag, Berlin W. 62

23)

(Fortsetzung.)

Auch über Winifred Tayne denkt Ernst Raumer jetzt ruhiger. Das Telegramm ist nicht wegzuleugnen. Aber muß es wirklich von Winifred stammen, weil ihr Name darunter steht? Wie war es doch damals mit dem Brief, den dieser Stevenage gefälscht hatte? Wahrscheinlich steckt wieder so ein Raumerstreich dahinter. Oder sollte . . .?

Ernst Raumer schlägt sich plötzlich mit der Hand vor die Stirn und beginnt stoßweise laut zu lachen. Er selber ist ja schuld daran! Daß ihm der Gedanke nicht früher gekommen ist. Natürlich! Er hat doch selbst damals vor der Abreise Winifred eingeschärft, auf keinerlei Briefe und Telegramme zu reagieren und keinesfalls seine Abwesenheit zuzugeben! Daß man nicht früher daran gedacht hat. Aber die ganze Atmosphäre da unten, die Untersuchungsarbeit, der Gerichtssaal — da vergißt man das Denken.

Raumer wird ganz leicht zumute. Seine Gedanken streicheln Winifred, den guten Kameraden, der blond ist, blond wie Martha Ebner. Wie Martha! Es ist kein Schmerz mehr in dem Gedanken an die Verlorene, nie Besessene. Nur ein bißchen Wehmut.

Vorbei. Der Traum ist verflogen. Die Wirklichkeit ruft. Und die Wirklichkeit ist klarer Tag. Sein Claim, der Claim 8777 wird niemals mehr Jedermanns-Land werden. Er wird zurückkommen und die Bedingungen erfüllen. Und auch die Heimat kommt zu ihrem Recht. Mit tiefer innerer Befriedigung denkt Ernst Raumer an die Unterredung, die er vier Stunden vor der Abfahrt in Bremen mit den beiden Vertretern einer großen deutschen Kapitalgruppe gehabt hat. Der Grundstein ist gelegt. Wenn es sich auch nicht ganz so erfüllt, wie Raumer es sich gedacht hat: Deutsche Finanzkreise werden an der neuen Goldmine beteiligt sein. Die Heimat wird beteiligt sein. Und wenn die Geldmänner in Deutschland auch vorsichtig meinen, man müsse auch amerikanisches Kapital mit heranziehen — wohl, so wird die Goldmine Ernst Raumers eben eine deutsch-amerikanische Angelegenheit werden. Und das ist wohl die beste Lösung.

Nüchtern und ruhig entwirft Raumer seinen Plan. Eine Depesche nach Rainy City jagen hat keinen Zweck. Wenn man noch nicht weiß, daß er entwichen ist, kann eine Depesche im letzten Augenblick alles verderben. Irgendwie kann sie in die Hände Unberufener fallen. Ein Postbeamter kann im Solde der Canadian Mine Co. stehen. Hundert Gefahrenmomente gibt es da. Besser, man behält sein Inkognito, schleicht sich unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßnahmen ganz heimlich nach Rainy City und steht eines Tages da, mitten auf seinem Claim. Dann muß sich alles klären.

Die fünf Tage der Ueberfahrt vergehen rasch. Aus dem Dunstschleier eines Morgens tauchen die Steingirlanden von Manhattan auf. Die Sirenen der „Europa" heulen ihren Gruß vor der Freiheitssäule. Als Ernst Raumer den Kai betritt, schreien die Zeitungsverkäufer gellend die jüngste Sensation Amerikas aus:

„Herald!" — „Times!" — „Observer!"

„News about Goldraumer!"

„Millionärstochter vergiftet Goldkönig von Rainy City!"

XVII.

„Geben Sie nach, Mr. Tayne. Es ist das beste, was Sie tun können." Polizeiinspektor Gardener legt die Hand auf den wirr durchwühlten Stoß von Zeitungsblättern, der sich auf dem Tisch vor J. B. Tayne bläht. „Sie sehen ja selber die Sprache der Presse."

„Hetzblätter!"

„Leider nicht nur Hetzblätter, Mr. Tayne. Auch die ernsthaften Zeitungen befassen sich ausführlich mit der Sache."

J. B. Tayne sieht sein Gegenüber mitleidig an.

„Sie glauben doch nicht etwa selber den Unsinn, Gardener?"

„Natürlich nicht. Aber das Volk glaubt es. Ich kann nicht mehr für Ihre und Miß Taynes Sicherheit garantieren, wenn Sie nicht eine befriedigende Erklärung abgeben."

„Es ist Ihre Pflicht, Colonel, für Ordnung zu sorgen."

Der Polizeiinspektor zuckt die Schultern. „Ich habe vierzig Leute zusammengezogen. Mit den hier stationierten Polizisten sind es zweiundfünfzig. Ich habe einen Cordon um den Claim ziehen lassen. Aber — Himmel und Hölle, ich vermute, daß ich mich, wenn's hart auf hart geht, nicht auf meine Leute verlassen kann. In diesem Falle nicht."

J. B. Tayne fährt auf. „Ist das die Disziplin der berühmten Nordwestpolizei?"

Gardener sieht ihm ruhig ins Gesicht. „Wenn's gegen Banditen und Halunken geht, Mr. Tayne, pariert jeder einzelne ohne zu zucken. Aber hier . . ."

„Nun? Hier?"

„Auch ein Polizist hat Gerechtigkeitsgefühl, Mr. Tayne", sagt der Inspektor still.

J. B. Tayne antwortet nicht. Eigentlich schön dieses Gerechtigkeitsgefühl in unserm Volke, denkt er, das sich so stark empört, wenn es ein Unrecht zu sehen glaubt. Aber momentan höchst unangenehm. „Fordern Sie Militär an", verlangt er. Gardener schickt ihm unter den Lidern hervor einen kurzen Blick.

„Sollte ich mich täuschen, Mr. Tayne, wenn ich vermute, daß der Gouverneur Ihnen bereits eine Antwort auf dieses Verlangen gegeben hat?"

Tayne schweigt und denkt an das Telegramm in seiner Brusttasche, in dem Gouverneur Merridan ihn ausdrücklich warnt, die Dinge auf die Spitze zu treiben und klipp und klar sagt, daß er sich in der Lage sieht, Regierungstruppen nach Rainy City abzuordern.

Draußen vor dem „Goldenen Engel" schwillt der Lärm an. Lärm von Tausenden, die sich dort versammelt haben. Pfeifen, Toben und Heulen im Namen der Gerechtigkeit.

Klirrrr . . . bersten die Fensterscheiben. Inspektor Gardener springt auf, zornrot im Gesicht, die Lippen fest zusammengepreßt. Ein großer Stein ist durch das Fenster geflogen. Eine Zeitung ist drumgewickelt. Gardener hebt sie auf und entfaltet das Blatt. Es ist die neueste Ausgabe der „Vancouver Times". Auf der ersten Seite, vierspaltige große Ueberschrift: „Senator verlangt gerichtliche Untersuchung gegen J. B. Tayne und Tochter."

Durch das zertrümmerte Fenster kommen jetzt deutlicher die Rufe der Menge da draußen. „Wo ist Mr. Raumer? — „Mörder!" — „Giftmischer!" „Heraus mit den Taynes!" — „Fort die Bobbys!" „Vor den Richter!" Schrill und hoch ein einzelner Schrei, der alles andere übertönt: „Richter Lynch!"

Inspektor Gardener zuckt zusammen und auch J. B. Taynes Lippen werden schmal wie ein Strich. Er weiß ganz genau, was dieses Wort, wie ein Peitschenhieb in eine empörte Volksmenge geworfen, nach sich ziehen kann. In der Tür steht händeringend der Hotelbesitzer, um Haus und Mobiliar bangend.

J. B. Tayne fegt mit einer verächtlichen Bewegung die Zeitungsblätter vom Tisch und erhebt sich.

„Well. Ich füge mich. Sagen Sie den Idioten da draußen, daß ich zum Claim gehen und Miß Tayne veranlassen werde, das Haus zu öffnen."

Ja, Rainy City ist in Aufruhr, fast schon im Kriegszustand. Vor acht Tagen hat es angefangen, als das Lokalblatt plötzlich die Mitteilung brachte, daß Mr. Raumer kurz vor seiner Erkrankung ein Testament gemacht, in dem er Miß Tayne zur Erbin seines Claims eingesetzt. Ralph Stevenage und Mr. Chapmann hatten gut gearbeitet. Es war ein Meisterstück gewesen, den alten Herskine zum Reden zu bringen. Ihm zu Ehren sei es gesagt: Alle Dollarschecks der Canadian Mine Co. hatten nicht vermocht, ihn zum Verrat des notariellen Amtsgeheimnisses zu bewegen.

Erst als Stevenage mit dem Verdacht herausrückte, daß Mr. Raumer ermordet oder wenigstens in Lebensgefahr sein könnte, war der alte Notar nachdenklich geworden. John Herskine hatte eine lange amerikanische Praxis hinter sich. Mehr als einmal waren ihm Fälle begegnet, in denen die Erben ihren geliebten Erblasser aus dem Wege geräumt hatten, um in den Genuß der Erbschaft zu gelangen. Allerdings: J. B. Tayne und seine Tochter? Millionäre? Aber hier ging es um ein Objekt, das auch einen J. B. Tayne reizen konnte. Und wer wußte denn, ob Tayne nicht irgendwie unsicher lag in Wallstreet. Auf Bilanzen gab der alte Notar wenig. Herskine hatte sich nach langem Bedenken entschlossen, mit Mr. Raumer Rücksprache zu nehmen. Inständig, fast flehentlich hatte er Miß Tayne gebeten, ihm eine kurze Unterredung mit Mr. Raumer zu gewähren. Als er unverrichteter Sache heimkehren mußte, war der Verdacht in ihm hängen geblieben. Irgend etwas stimmte nicht da draußen auf dem Claim. Und daheim in seinem Büro saßen die beiden Beauftragten der Mine Co. und schürten seinen Verdacht von neuem an, angeblich aus freundschaftlicher Sorge um Mr. Raumer.

John Herskine war auch jetzt ihnen gegenüber fest geblieben. Aber er war zum Sheriff gegangen, um ihm seinen Verdacht anzudeuten. Sheriff Gerald hatte ein schlechtes Gewissen. Holly Gee. Wenn er sich getäuscht hätte, damals? Kein Mensch würde ihm das heute glauben. Kopf und Kragen würde er riskieren. Er hatte den Notar gebeten, am folgenden Tage wiederzukommen, zwecks eingehender Rücksprache. Am folgenden Tag aber war Gerald verschwunden. Sang- und klanglos abgereist, seine Amtsgeschäfte im Stiche lassend.

Da hatte Notar Herskine den Mund aufgemacht. Einen Tag später prangte der sensationelle Artikel in der Zeitung. Und die Berufung auf das Zeugnis des angesehenen Anwalts machte den ungeheuerlichen Verdacht glaubwürdig. Stevenage und Chapmann aber lachten sich eins und teilten fünfzig zu fünfzig, wie es sich unter reellen Geschäftsfreunden gehörte, einen für John Herkine bestimmten dicken Scheck der Canadian Mine Co.

(Fortsetzung folgt.)

Landesbibliothek Oldenburg

tei Tagen eine Karte überreicht, die anonym unterschrieben war. Die Karte enthielt Schmähungen der Deutschen Arbeitsfront. Die namenlosen Schreiber behaupten, die Deutsche Arbeitsfront leiste nichts, sie nehme Riesengelder ein und zahlte nichts aus. Schade, daß man die Leute nicht kennt und mit ihnen nicht abrechnen kann.

Dr. Ley selbst betonte auf einer Tagung in Berlin, die Deutsche Arbeitsfront bringe Unterstützungssätze heraus, wie sie noch keine Organisation der Welt herausgebracht habe. Diese Leute vergessen immer, daß sie als Mitglied der Deutschen Arbeitsfront zugleich Mitglied der NSG. „Kraft durch Freude" sind. Wir geben dem deutschen Arbeiter alles das, was ihm die anderen vor uns versprochen haben. Die Leistungen der NSG. „Kraft durch Freude" sprechen für sich und dürften auch den Schwachsinnigsten und den größten Gegner unserer nationalsozialistischen Weltanschauung überzeugen u. belehren. Und wenn man einmal von den Leistungen, die tatsächlich vorhanden sind, absehen will, muß immer noch berücksichtigt werden, daß ein Werk, nicht an einem Tage aufgebaut werden kann. Dieses gigantische Werk braucht Jahre, bis es so vollendet ist, wie der Führer es bestimmt hat.

Es treten heute Handwerker aus der NS.-Hago aus, weil sie glauben, durch die Umorganisierung und die Eingliederung in die DAF. übervorteilt zu werden. Wir wollen auch diesen Volksgenossen klar machen, — abgesehen von den Vorteilen, die sie bei der DAF. genießen — daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht. Nur dadurch, daß das Gesamtwohl des Volkes wahrgenommen wird, können wir die Interessen des Einzelnen tatkräftig vertreten. Der Arbeiter hat bewiesen, daß er nicht materialistisch eingestellt ist. Darum ist es ein billiges Verlangen, daß wir das gleiche auch von den anderen Volksgenossen fordern.

Wir wissen, so betonte unser Gauwalter Bruno Dieckelmann, daß wir an einem Werk mit ungeheuren Aufgaben arbeiten, die praktisch gelöst und in die Tat umgesetzt sein wollen. Es bedarf unserer aller Anstrengung und den Einsatz aller unserer Kräfte, wenn die Lösung der Aufgaben so gelingen soll, wie sie der Führer uns gestellt hat. Wir können die Organisation der Deutschen Arbeitsfront vergleichen mit einem Wanderer, der den Berg hinaussteigt und kein Ende steht. Auch wir Amtswalter sind ewige Wanderer die das Ziel wohl wissen, aber das Ende des Weges nicht zu sehen vermögen. Wir dürfen aber deshalb niemals lau und flau werden, sondern müssen immer nur Deutschland vor Augen sehen, All unser Kämpfen und Ringen muß in dem ewigen Sehnen um Deutschlands Wiedergeburt ausklingen. Wir haben große Kriege hinter uns, in denen viel kostbares Blut geflossen ist. Sie haben aber nicht das vollbringen können, worum wir heute kämpfen und was wir heute bereits fertig gebracht haben, die Einigung des deutschen Volkes. Die Deutsche Arbeitsfront und die NSG. „Kraft durch Freude" sind und bleiben, solange es einen Nationalsozialismus gibt, das soziale Gewissen der NSDAP. und damit zugleich des heutigen nationalsozialistischen Staates. Unsere Aufgabe innerhalb der NSDAP. ist groß und gigantisch; wir wollen uns heute mit einem Treuegelöbnis verpflichten, unsere ganze und unsere letzte Kraft in den Dienst der Sache zu stellen, nicht unserer selbst, sondern Deutschlands wegen. Dann weiß ich, daß Deutschland einmal groß, stark und frei werden wird, wie es unser Führer Adolf Hitler und wir alle heiß ersehnen. Heil Hitler!"

Lang anhaltender Beifall belohnte unseren Gauwalter Bruno Dieckelmann für seinen mit leidenschaftlicher Begeisterung gehaltenen Vortrag. So fand die Tagung der Deutschen Arbeitsfront im Reichshof einen erhebenden Abschluß, der allen Teilnehmern noch lange behilflich sein wird, die Schwierigkeiten im Kampfe um die Seele des deutschen Arbeiters zu meistern. Der kleine Saal dröhnte wieder von dem kräftigen Sieg-Heil, welches als ewiges Treuegelobnis dem Führer Adolf Hitler entgegengebracht wurde.

Nach der arbeitsreichen Tagung vereinte ein geselliger Abend Amtswalter und Gauwalter in echt kameradschaftlicher Verbundenheit.

Der Führer eröffnet das Winterhilfswerk 1934-35

DNB. Berlin, 9. Oktober. In dem überfüllten Reichstagssitzungssaal der Krolloper eröffnete heute mittag der Führer das gewaltige soziale Hilfswerk des deutschen Volkes, den Kampf gegen Hunger und Kälte im Winter 1934/35.

Im Vorjahr hatte noch der große Saal des Propagandaministeriums für die Arbeit des Reichsbeirats für das Winterhilfswerk ausgereicht. Diesmal waren aber nicht nur die Vertreter der Reichs- und Staatsregierung, der Behörden, der Parteigliederungen und der großen Wirtschaftsgruppen, nicht nur die Träger dieses Zweiges der NS. Volkswohlfahrt, die Kreis- und Amtswalter, die Abordnung des 1½ Millionen-Heeres der Sammler und Sammlerinnen erschienen, sondern auch die Betreuten, die Arbeitslosen, die Kleinrentner, die Alten und Arbeitsunfähigen und endlich auch die Vertreter der Arbeitnehmerkreise, die durch Lohn- und Gehaltsabzug an der Förderung des Winterhilfswerks besonders beteiligt waren. An der ganzen Auffahrtstraße standen die Menschen in dichten Gliedern hinter den Absperrketten der SS. Der Haupteingang der Krolloper war schlicht mit frischem Tannengrün verdeckt. Auch der Eingang in das Innere war von hohen grünen Bändern flankiert.

Rechts vom Portal hat ein Ehrensturm der Leibstandarte Aufstellung genommen und selbstverständlich fehlen auch die Tonfilmoperateure und Photographen nicht.

Die Mitglieder der Reichsregierung und die bekannten Persönlichkeiten der Bewegung werden bei ihrem Eintreffen mit stürmischen Heilrufen begrüßt.

Der Sitzungssaal war völlig schmucklos geblieben. Die Stirnwand trug ein gewaltiges Hoheitsabzeichen, schwarz auf grau, mit der Aufschrift „Winterhilfswerk 1934/35" und über dem Bühnenvorbau zeigte ein Spruchband die Zielsetzung des Winterhilfswerks: „Wir schaffen die nationale Solidarität". Gewaltige Scheinwerfer überstrahlten die Lichtfluten des großen Kronleuchters. Lange vor Beginn waren die Ränge und auch die Regierungsbänke dicht besetzt.

Auf der linken Seite der Estrade hatten die Reichsminister und Staatssekretäre, auf der rechten die Führer der Parteigliederungen, der SA und SS, der Arbeitsfront, der NSV, der Reichsjugendführung u. a. m. Platz genommen.

Heilrufe kündeten von draußen die Ankunft des Führers, den die Tagung mit erhobener Rechten grüßte, als er in Begleitung Dr. Goebbels den Saal betrat. Staatssekretär Dr. Funk eröffnete die Arbeitstagung des Reichsbeirats für das Winterhilfswerk mit einer Rede. Er gab dann Reichsminister Dr. Goebbels, dem der Führer auch in diesem Jahre wieder die Organisation und Durchführung dieses gewaltigen sozialen Hilfswerkes übertragen hat, das Wort.

Reichsminister Dr. Goebbels führte u. a. aus:

Wenn das erste Winterhilfswerk in Anbetracht der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit gewissermaßen eine Improvisation war, so soll das zweite Winterhilfswerk des deutschen Volkes darüber hinaus eine bis in alle Einzelheiten durchdachte systematische Organisation sein, die allerdings des belebenden Impulses mutiger Entschlüsse nicht entbehren darf. Es umschließt, wie im Vorjahr, alle soziale Arbeit des Winters. Darum muß es auch alle auf diesem Gebiet tätigen Organisationen umfassen.

Die Hauptträgerin der Arbeit ist die NSDAP. mit all ihren Organisationen.

Diese werden nach dem Willen des Führers restlos für den vollen Erfolg eingesetzt. Für die vor uns liegende Arbeit ist niemand zu viel und niemand zu schade. Es ist Ehrendienst am deutschen Volk. Jede Mühewaltung an ihr bringt Segen und Glück für die Aermsten der Armen. Das Aufleuchten von Kinderaugen und der stumme, bewegte Blick von fast verzweifelten Müttern, die hier ihren letzten Halt und Trost finden, sind für jeden Dank und Belohnung, wie sie schöner und erhebender gar nicht gedacht werden können.

Die Unterstützung des Winterhilfswerkes ist eine zusätzliche.

Sie entbindet weder den Staat noch die Behörden ihrer sonstigen Pflichten. In ihr soll nationalsozialistische Gesinnung zum Durchbruch kommen, die sich zum Ziele gesetzt hat, mehr zu tun, als gemeinhin als notwendig erachtet wird. Sie soll deshalb auch nationalsozialistische Gesinnung erzeugen. Durch sie zeigt der nationalsozialistische Staat, daß es ihm ernst mit seinem Programm und er auch die Entschlossenheit aufbringt, dieses Programm zu verwirklichen.

Hilfsbedürftige

im Sinne des Winterhilfswerkes sind diejenigen Volksgenossen, die den nötigen Lebensbedarf für sich und ihre unterhaltungsberechtigten Angehörigen nicht oder nicht ausreichend aus eigenen Kräften und Mitteln beschaffen können und ihn auch nicht von anderer Seite, insbesondere von Angehörigen, erhalten. Die Grundlage der Geldsammlungen im Winterhilfswerk 1934/35 bilden die monatlichen Eintopfsammlungen und die ebenfalls monatlich einheitlich für das gesamte Reichsgebiet durchzuführenden **Straßensammlungen durch Verkauf von Plaketten und Abzeichen.** Neben diesen Sammlungen wird sich das Winterhilfswerk hauptsächlich aus **freiwillig geleisteten Lohn- und Gehaltsabzügen finanzieren.** Weitere Geldspenden werden durch Industrie-, Wirschafts- und Gewerbebetriebe, durch freie Berufe sowie durch Postscheck-, Bank- und Girokontenabbuchungen aufgebracht.

Grundlage der Sachspenden ist, wie im vorigen Jahre, die Leistung der deutschen Landwirtschaft. Die Sammlung wird im heurigen Winterhilfswerk durch den Reichsnährstand selbst durchgeführt, weitere Spenden an Lebensmitteln durch Pfundsammlungen und Sammlungen der Firmen der Nahrungsmittelindustrie aufgebracht.

Das gesammelte Bargeld wird, wie im Vorjahre, grundsätzlich nur zur Beschaffung von Lebensmitteln und Brennstoffen verwandt. In dankenswerter Weise hat die deutsche Reichsbahngesellschaft auch diesmal wieder für die Beförderung der Spenden des Winterhilfswerkes volle Frachtfreiheit gewährt. Sie ist in diesem Winter durch besonderes Entgegenkommen der Reichsbahn noch erweitert und vereinfacht worden.

Zur einwandfreien **Kontrolle aller Spender** gelangen diesmal nur monatlich zur Verteilung kommende Türplaketten zur Ausgabe. Diese Plaketten erhalten diejenigen Spender, die regelmäßig einen bestimmten und angemessenen Betrag für das Winterhilfswerk zeichnen. Die **Schulspeisungen** werden im Gegensatz zum vergangenen Jahr allgemein durchgeführt, und zwar in engster Zusammenarbeit mit den Schulbehörden und der Lehrerschaft. Für die Winterhilfs-Patenschaften ist in diesem Winter eine neue einheitliche und großzügige Werbung vorgesehen.

Neben der materiellen Unterstützung durch das Winterhilfswerk wird in den kommenden Monaten vor allem der **ideellen Betreuung der Hilfsbedürftigen** ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden. Es sind zu diesem Zwecke künstlerische und unterhaltende Darbietungen und Veranstaltungen verschiedenster Art bei freiem Eintritt vorgesehen. Weiterhin wird dafür gesorgt werden, daß in den Gemeinschaftshäusern und Wärmehallen den Bedürftigen neben der materiellen Betreuung auch geistige Unterhaltung und Betätigungsmöglichkeiten geboten werden.

Das sind in großen Umrissen die Aufgaben, die wir uns gestellt haben. Sie mögen aus dieser Programmsetzung erkennen, daß unsere Ziele diesmal noch höher gesteckt sind als im vergangenen Jahr. Nirgendwo darf deshalb Erschlaffung oder Ermüdung sichtbar werden. Der nationalsozialistische Staat hat die Pflicht, je länger er dauert, desto eindringlicher dem Volke seine Aufgaben vor Augen zu halten. Weder Freund noch Feind dürfen die Möglichkeit haben, uns zum Vorwurf zu machen, daß wir in der Fürsorge für das Volk nachgelassen hätten. So wenig Almosengesinnung im allgemeinen unserer inneren Veranlagung entspricht, so pflichtgetreu aber müssen wir bei anhaltender Not unsere sozialen Aufgaben erfüllen an einem Volke, das durch vier Jahre Krieg und vierzehn Jahre System hindurchgegangen ist, ohne an seinem Lebenswillen gebrochen zu werden und damit schon bewiesen hat, daß es verdient, von einer Führung betreut und umsorgt zu werden, die sich seiner annimmt und mit Mut, Fleiß und Ausdauer den großen Aufgaben der Zeit hingegeben ist.

Viele Hunderttausende, denen wir im vergangenen Jahr helfen mußten, stehen in diesem Jahr schon wieder an den Maschinen, um sich in eigener, ehrlicher Arbeit ihr tägliches Brot zu verdienen. Gewaltige Aufgaben aber auch, die wir im vergangenen Jahre aus Mangel an Mitteln nicht erfüllen konnten, harren in diesem Jahre ihrer Lösung. Der Pflichtenkreis, in den wir eingespannt sind, ist deshalb nicht kleiner, sondern eher noch größer geworden.

Komme niemand mit dem billigen Einwand, es werde zu viel gesammelt und schließlich und endlich überstiegen die Anforderungen, die wir an das Volk stellen, die letzte Kraft und den besten Willen. Nicht diejenigen, die seit 1918 in unermüdlichem Idealismus für die Auferstehung des Reiches Opfer um Opfer brachten, an Gut und Blut nicht sparten und sich selbst, wenn nötig, sich hinzugeben bereit waren, sind es, denen die Pflichten zu schwer werden. Denn wir Nationalsozialisten sind nicht nur groß im Fordern, sondern auch im Bringen von Opfern.

Wir verlangen von niemandem zu tun, was wir selbst nicht zu tun bereit wären. Mit Recht aber müssen wir erwarten, daß die Gesamtheit des Volkes uns Gefolgschaft leistet, wenn wir den Aermsten der Armen helfend zur Seite treten und ihnen durch die Tat beweisen, **daß der Begriff der Volksgemeinschaft keine leere Redensart ist.** Gewiß ist durch viele Sammlungen der Opfersinn aller Volksgenossen auf eine harte Probe gestellt worden. Irgendwoher aber muß ja auch die Regierung ihr Geld nehmen, da auch die nicht zaubern kann. Aber stehen denn den gebrachten Opfern nicht wahrhaft grandiose Leistungen gegenüber? Gewiß hat das deutsche Volk viel und manchmal zu viel geben müssen; aber konnte es dafür nicht auch das erhebende Gefühl haben, daß mit seiner Hilfe die schlimmste Not beseitigt wurde und wenigstens einen Winter lang kein Volksgenosse dem Hunger und der Kälte schutzlos preisgegeben war?

Es wäre gut, wenn diejenigen, die über allzu viele Opfer klagen, bei denen Umschau halten wollten, die wenig besitzen und von dem Wenigen zu geben bereit sind, um denen zu helfen, die nichts haben. Denn die, die selber Not leiden, wi wie bitter Not und wie schwer sie zu ertragen wie wohltuend es aber auch den gänzlich Verl nen berührt, wenn man sich seiner annimmt u ihm schnelle und wirksame Hilfe gibt. Wer sel Not leidet, ist immer und gerne bereit, größ Not zu lindern, und nur derjenige, der vor d Schlimmsten bewahrt blieb, klagt über zu starke anspruchung, wenn der harte und herrische Im rativ des nationalen Opfersinns an ihn herant

Auch wir können nur das geben, was wir em fangen. Auf Wunder zu warten, ist Sache d Toren. Für Männer geziemt es sich, anzufassen, handeln und damit Wunder zu vollbringen.

Wir jedenfalls haben nicht die Absicht, uns du das Geunke unsozialer Besserwisser in unseren Z setzungen irgendwie beirren zu lassen. Wir ge nicht vom Volke weg. Das Volk soll wissen, daß bei ihm stehen und seine Sache zu der unser machen.

Allerdings hat das Volk auch dann das Re von uns zu verlangen, daß jedes gebrachte Op ihm allein zugute kommt. Es sei deshalb auch die mal wiederum betont, daß die Regierung entschl sen ist, **wo auch immer sich nur ein korruptiver A satz zeigen sollte, und sei er aus Fahrlässigkeit en standen, mit harten und drakonischen Strafen zu greifen.** Die Regierung wird weiterhin die groß und tragenden psychologischen Stützen des verga genen Winterhilfswerkes auch für die kommend Monate aufrechterhalten.

An einem Sonntag jeden Monats soll die Nati sich vom ersten bis zum letzten zusammenschließ in einer großen und edlen Solidaritätskundgebu für die Armen des Volkes. Der ideelle Wert die Demonstration übertrifft dabei bei weitem noch d materiellen. Jeden Monat einmal wollen wir a Führer, Minister, Reichsleiter und Gauleiter, Ge rale, Offiziere und Soldaten, Großindustrielle u Bergarbeiter, Handelskönige und Angestellte m den Aermsten des Volkes ein Essen essen, um da zu lernen, wie gering und nichtig der Wert d Magendienstes dem Wert des Dienstes an d Nation gegenübeer ist.

Die Regierung selbst wird angesichts der N des Volkes wie im Vorjahre mit einem Mindestm an Repräsentation auskommen. Sie will den Arm nicht das aufreizende Schauspiel des vergangen Regimes bieten, ihre Minister bei Gastereien u Völlereien zu sehen, während das Volk hunge Wenn wir als Nation keinen Ueberfluß haben, wollen wir das, was wir besitzen, ehrlich so verte len, daß jeder wenigstens etwas hat.

In diesem Sinne wird das Winterhilfswe 1934/35 vom selben Geiste des Idealismus und d Opferbereitschaft erfüllt sein, wie im vergangen Jahre. Wiederum sind alle aufgerufen, dabei mi zuhelfen, und niemand darf fehlen unter uns. De Volke wollen wir Vorbild sein und der Welt ei Beispiel geben. Die Parole lautet wie vor ein Jahre: „Keiner darf hungern und frieren."

Der Führer

selbst unterstreicht durch seine heutige Anwesenh und durch seine Ansprache an Sie bei der Eröffnu des Winterhilfswerkes seine sozial-, wirtschaftl innen- und außenpolitische Bedeutung. Er ist i allen in der Einfachheit seiner Lebensführung, der Ueberzeugungskraft seiner sozialen Verantwo tungsfreudigkeit, in der edlen Kameradschaft, die mit seinem Volke hält, Wegweiser und moralisch Gesetzgeber geworden. Wie nie einer vor ihm, g nießt er das unbegrenzte Vertrauen der deutsch Nation. Wenn er zu ihr spricht, dann weiß d Nation, worum es geht.

Auch diesmal wird sein Appell im Herzen d ganzen Volkes einen Widerhall finden.

Die Rede des Führers zur Eröffnung des Winterhilfswerks

DNB. Berlin, 9. Oktober. Bei Eröffnung des Winterhilfswerks 1934/35 hielt der Reichskanzler und Führer Adolf Hitler folgende Rede:

Meine deutschen Volksgenossen
und -Genossinnen!

Inmitten einer der schwersten Wirtschaftskrisen hat der Nationalsozialismus die politische Macht übernommen. Sollte das Eintreten einer Katastrophe von kaum ausdenkbarem Umfang vermieden werden, mußten die Abwehr-Maßnahmen augenblicklich einsetzen. Es waren schnellste Entschlüsse zu treffen und auszuführen. Den Kampf, den wir nach der Regierungsübernahme sofort gegen die Arbeitslosigkeit aufgenommen haben, haben wir entschlossen ein Jahr lang durchgeführt. Er ist ihnen bekannt. Von Monat zu Monat steigerten sich die Erfolge. Allein trotz der Gewißheit dieser größten Gefahr Herr zu werden, erlaubte das allgemeine Elend nicht, sich ausschließlich mit dieser Lösung für die Zukunft zufrieden zu geben. Die Versicherung, daß deutsche Volk wieder in Arbeit und Brot zu bringen, kann für viele eine Hoffnung sein, für manchen aber ist ihre zukünftige Verwirklichung kein Trost für den Augenblick, da er in seinem Elend und Unglück nach sofortiger Hilfe schreit. So haben wir deshalb ganz unabhängig von diesem Kampf der Rettung der einzelnen deutschen Berufs- und Lebensstände durch die Arbeitsbeschaffung den Entschluß gefaßt, zur Ueberwindung der drückendsten Not eine besondere Hilfsaktion größten Umfanges ins Leben zu rufen.

Das von Pg. Dr. Goebbels organisierte Winterhilfswerk ist eine der monumentalsten Leistungen des nationalsozialistischen Regiments.

Da es die Absicht war, durch einen eindringlichen Appell an die Hilfsbereitschaft der deutschen Volksgenossen, die das Glück vor dem Aergsten bewahrt hat, jenen zu helfen, die dem schlimmsten Unglück ausgeliefert sind.

Denn, wenn schon in normalen Zeiten ein Teil der Not unverschuldet sein wird, so ist durch die grausamen Verhältnisse der letzten Jahre diese Not Millionen von Deutschen als Verhängnis zugestoßen, für das sie höchstens durch ihre frühere mangelnde Einsicht in politischen Dingen und Notwendigkeiten indirekt, keinesfalls a wirtschaftlich direkt verantwortlich gemacht we den können. Sie sind die Leidtragenden eines po litischen Wahnsinns, der unser Volk auch wi schaftlich am meisten geschlagen hat. Besond tragisch wird diese Not, weil sie sich nicht me auf einzelne Menschen, sondern auf ganze gr und geschlossene Siedlungsgebiete erstreckt. W uns Deutschen seit einem Jahrhundert nur m in Berichten aus fremden Ländern gemeldet wu de, erlebten wir nun in der eigenen Heimat. Ga Teile des Reiches dem Hunger und Elend au geliefert ohne daß im Augenblick eine wirtscha lich wirksame Abwehr gefunden werden könnte!

Wie groß dieses Elend ist, wissen viele Deu sche auch heute nicht. Und leider sind es besonde die Mitglieder unserer gut situierten Gesellschaf schichten, die kaum je einen Einblick erhalten i die Armut und Entbehrung, von denen un zählige unserer Volksgenossen heimgesucht sind.

Seit der Friedensvertrag von Versailles a unserem Volke lastet, hat aber das trostlose Ele bei zahlreichen Menschen endlich der Verzwei lung Platz gemacht. Hier haben wir einen Ma stab, der uns die Größe dieses Jammers in e schreckenden Ziffern beweist. Auf rund 20 000 be läuft sich die Zahl derjenigen, die jährlich in ihre letzten Verzagtheit keinen anderen Ausweg au dem Elend dieses irdischen Jammertals gefunde haben als den durch Selbstmord. Die mitverant lichen jüdischen Literaten dieses Zeitalters abe waren niederträchtig genug, dies als „Freitod zu bezeichnen. Wie viele aber würden wohl vo diesen 20 000 Jahr für Jahr aus freiem Wille gestorben sein, wenn sie nicht die bitterste No dazu gewungen hätte? Es sind keine leicht Entschlüsse, die den Menschen den Tod wähl lassen. Unsere oberen 10 000 haben wohl kei blasse Vorstellung davon, wieviel Trauer und Jammer notwendig sind, um in einer Mutter en den Entschluß zu wecken und dann zur Aus führung reifen zu lassen, sich selbst und ihr Kindern das weitere Leben auf dieser trostlos Welt zu ersparen!

Und das alles aber sind Volksgenossen, und wahrhaftigen Gott nicht die schlechtesten. Den wer wollte sich wundern, wenn sie, ehe de

Landesbibliothek Oldenburg

Entschluß zu dieser bittersten Entscheidung kam, den leichteren Weg zum Verbrechen genommen hätten? Nein, die Nation hat eine Pflicht, sich, soweit es irgend menschenmöglich ist, diesem Elend entgegenzusetzen. Sie hat die Pflicht, durch gemeinsame Opfer den unglücklichen Opfern aus ihrer Not zu helfen. Die Nation hat dabei zu wissen, daß es sich hier um Volksgenossen handelt, die ebenso ein Teil unseres Ganzen sind wie diejenigen, die das Glück besser gestellt hat.

Jahrelang hat man besonders in unseren bürgerlichen Kreisen das Dichterwort von „dem einigen Volk von Brüdern" zu einer faulen Phrase heruntergewürdigt. Denn nicht durch Vereinsreden kann diese Einigkeit bewiesen werden, sondern sie muß erhärtet werden durch die Tat. Die primitivste Art aber zu dieser Einigkeit besteht darin, daß man den Brüdern und Volksgenossen hilft, die selbst nicht mehr in der Lage sind, ihrer Not Herr zu werden.

So wie es im einzelnen selbstverständlich ist, daß Kinder ihren alten und nicht mehr arbeitsfähigen Eltern zu helfen haben, so muß die Nation im gesamten denen beistehen, die aus eigener Kraft einfach nicht mehr in der Lage sind, sich dem Schicksal der Vernichtung zu entziehen.

Und hier haben besonders die oberen Zehntausend und die breiten bessergestellten Massen eines Volkes eine hohe Verpflichtung. Und ich möchte daher an dieser Stelle es sehr offen aussprechen, daß das Winterhilfswerk gerade die mit denen rechnet, die leichter als das breite Volk selbst in der Lage sind, ein Opfer zu bringen.

Und ich sage hier ausdrücklich „opfert", denn ich finde es wenig rühmlich, wenn ein vermögender und in hohem Einkommen stehender Mann dasselbe gibt, wie ein sich selbst kaum das tägliche Brot in genügendem Umfang verdienender. Ich halte im Gegenteil dafür, daß jeder Einzelne in seinem Rahmen aber

auch wirklich ein Opfer

bringt, das ihm selbst als Opfer fühlbar wird.

Ich spreche die starke Hoffnung aus, daß sich in diesem Jahre das nicht mehr wiederholt, was wir im vergangenen in einer Reihe von Städten feststellen konnten, daß nämlich ärmere Viertel mehr an Opfer mobilisieren, als die wirtschaftlich bessergelagerten. Ich bin dafür, daß wir in solchen Fällen in Zukunft diese beschämende Tatsache der Nation ganz offen zum Bewußtsein bringen.

Ich glaube, daß gerade diejenigen, die im wirtschaftlichen Leben erfolgreich stehen, in jeder Sekunde daran denken sollen, daß nur durch die Arbeit und Opfer der Gesamtheit auch ihr eigener Emporstieg ermöglicht wurde. Denn die deutsche Arbeitsschlacht wird nicht geschlagen durch Einzelne und ihren Einsatz, sondern durch die mobilisierte Kraft der gesamten deutschen Nation. Jeder Industrielle, dessen Fabrik heute läuft und morgen laufen wird, mag daran denken, daß es nicht allein seine Fähigkeit ist, die dieses Wunder zustandegebracht hat, sondern vielmehr noch die Willenskonzentration, die die nationalsozialistische Bewegung im deutschen Volk hervorgerufen hat und die materiellen Mittel, die die ganze deutsche Nation diesem Willensausdruck zur Verfügung stellt! Es hat daher besonders der Reichtum nicht nur höhere Genußmöglichkeit, sondern vor allem aber auch höhere Pflichten.

Die Auffassung, daß die Verwendung eines Vermögens in jedem Umfange nur Privatangelegenheit des Einzelnen sei, muß im nationalsozialistischen Staat um so mehr eine Korrektur erfahren, als ohne die Mitwirkung der Gesamtheit kein Einzelner sich eines solchen Vorzuges heute erfreuen könnte.

Wenn ich mich an diese mittleren und bessergestellten Kreise besonders wende, dann geschieht es, weil ich von den breiten Massen unseres Volkes in Stadt und Land die Opferwilligkeit an sich genügend kenne und weiß, daß sie, die so oft unter dem Fluch der Arbeitslosigkeit und des wirtschaftlichen Elends schon selbst gelitten haben, das herzlichste Verständnis aufbringen für ihre auch heute noch unglücklicheren Volksgenossen.

Ich glaube aber, daß es dabei notwendig ist, noch besonders auf dieses hinzuweisen:

Wir haben heute auch in Deutschland ein weit ausgebautes Versicherungswesen. Gegen Brand- und Wasserschäden, gegen Diebstahl und Einbruch, gegen Hagelschlag und Dürre, gegen Krankheiten und Tod versichern sich die Menschen und geben dafür Milliardenbeträge aus.

Wehe dem Volk aber, das vergißt, daß das höchste Gut, das es versichern sollte, seine politische Vernunft ist. Jene politische Vernunft, die in der Volksgemeinschaft ihren gesunden Ausdruck findet. Das deutsche Volk kann heute glücklich sein, daß es zu dieser Vernunft wieder zurückgefunden hat. Es muß aber wissen, wie ungeheuer der Nutzen für alle ist, der aus dieser gesunden politischen Entwicklung kam.

Vielleicht gefällt es Ihnen, meine Volksgenossen, nur einen Augenblick von Deutschland wegzugehen und die

Zustände in anderen Ländern

zu überprüfen. Unruhen, Bürgerkrieg, soziale Kämpfe, wirtschaftliche Krisen lösen einander ab. Die Fackel des Aufruhrs wird überall landauf und landab getragen. Streiks und Aussperrungen zerstören Milliarden an Volkswerten, und dabei ist das Elend überall fast ein gleich großes. Dies alles haben wir in Deutschland überwunden. Aber nicht etwa, weil ein paar Wirtschaftler ihre Fabriken in Gang brachten, sondern weil die durch den Nationalsozialismus geschaffene Volksgemeinschaft diesen politischen und wirtschaftlichen Wahnsinn beseitigte und damit erst den Fabriken Aufträge, den Arbeitern und Unternehmern einen Verdienst sicherte und zukommen ließ. Wenn Sie die Schäden abwägen, die

der politische Wahnsinn

einem Volk materiell zufügen kann und auf die Dauer zufügen muß, und die er insbesondere der deutschen Wirtschaft jahrzehntelang zugefügt hat, dann werden Sie erst den Nutzen ermessen, der aus der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft für alle erwächst und schon erwachsen ist. Und dann werden die Opfer wahrlich klein erscheinen, die wir heute namens dieser Volksgemeinschaft von Ihnen fordern. Denn ich muß Ihnen hier wiederholen, was ich im vergangenen Jahre aussprach: An irgendetwas muß das Volk glauben können. Nehmen Sie ihm den Glauben an die internationale Solidarität, dann müssen Sie ihm dafür aber den Glauben an die nationale bringen. Zerstören Sie das Vertrauen in die nationale Volksgemeinschaft, dann werden die Menschen nach einer anderen Gemeinschaft suchen und damit am Ende wieder denen zum Opfer fallen, die als internationale Parasiten und Destrukteure nur darauf lauern, das Gefüge der Völker aufzulösen, um die Welt in ein allgemeines Chaos zu verwandeln. Der Sinn einer solchen Volksgemeinschaft aber kann nur der sein, durch eine gemeinsame Führung des Lebenskampfes in Freud und Leid an Nutzen und Opfern die Erhaltung aller zu garantieren!

Unser Winterhilfswerk wird gerade in diesem Jahr ein Prüfstein sein dafür, ob und inwieweit sich der Gedanke dieser Volksgemeinschaft in Deutschland weiter geläutert, erhärtet und durchgesetzt hat.

Und dann erst, wenn jeder einzelne Deutsche durch eigene und wenn notwendig schwere Opfer zur Erhaltung dieser Volksgemeinschaft beigetragen hat, wird er wieder, ohne vor sich selbst erröten zu müssen, von einem „einigen Volk von Brüdern" reden dürfen. Ansonsten aber ist dies nur Lüge und Heuchelei. Ich appelliere daher an Sie, deutsche Männer und Frauen in den Städten und auf dem Lande, und ich appelliere vor allem an Sie, deutsche Jugend, daß Sie alle in klarer Erkenntnis der Aufgaben, die uns gestellt sind, unter Berücksichtigung der großen Not, in der sich viele unserer Volksgenossen noch immer befinden, durch eine unerhörte Opferwilligkeit im Geben und im Arbeiten für das Winterhilfswerk mithelfen am Kampf gegen diese Not und das Elend in unserem Volke. Möge jeder einzelne Deutsche sich dabei vor Augen führen, daß es vielleicht gerade sein Opfer ist — das nur einen kleinen Abzug an seinem Leben bedeutet —, das einem anderen Deutschen als Volksgenossen mithilft, das Leben zu erhalten. Ich appelliere weiter an Ihren Stolz, in derselben Zeit, da eine

teuflische internationale Boykottclique

Deutschland, das heißt das deutsche Volk, wirtschaftlich vernichten zu können glaubt, vor aller Welt die unzertrennliche Verbundenheit unseres Volkes durch ein einziges Beispiel gegenseitiger Hilfeleistung zu dokumentieren. Wenn der Haß dieser jüdisch-internationalen Boykotthetzer gegen Deutschland ein fanatischer ist, dann muß die Liebe jedes einzelnen zu seinem Volk noch tausendmal stärker sein. Diese unsere Feinde hoffen nun zum zweiten Mal, daß das deutsche Volk unter der **Not dieses Winters doch zusammenbrechen** möge, und wir werden ihnen beweisen, daß der deutsche Wille und das deutsche Herz der Not dieses Winters noch weit mehr Herr werden als im vergangenen. (Langanhaltender stürmischer Beifall.)

In dieser selbstsicheren starken Ueberzeugung eröffne ich das Winterhilfswerk 1934 und bitte Sie, mit der Arbeit zu beginnen. (Jubelnder Beifall.)

Den Dank der Versammlung stattete der Reichsleiter der N.S.-Volkswohlfahrt, Hilgenfeldt, mit dem Gelöbnis ab, nach den Worten des Führers zu handeln. Das Horst-Wessel-Lied beschloß die Kundgebung. Die Tausende, die vor der Kroll-Oper der Auffahrt beigewohnt hatten, hörten die Reden durch einen großen Lautsprecher, der auf dem Vorbau angebracht war, und erlebten selbst die feierliche Stunde mit.

Zeltlager und Gebietssportfest der Hitler-Jugend im Gebiet Nordsee

Oldenburg steht im Zeichen der Hitlerjugend. Auf dem Dobbengelände hat die Jugend Nordwestdeutschlands ein Musterzeltlager aufgeschlagen, das der Oeffentlichkeit zur Besichtigung zugänglich ist. Der Sinn dieses Lagers ist, vor allem die Eltern der Hitlerjungen und Jungvolkpimpfe Einblick gewinnen zu lassen in die Organisation eines Jugendlagers und die Lebensformen der neuen deutschen Jugend. Der Erfolg blieb seit der Eröffnung am 1. Oktober nicht aus. Ueber 5000 Besucher konnte die Lagerführung schon nach der ersten Woche feststellen, und man hofft zuversichtlich, daß diese Zahl in der zweiten Woche noch übertroffen wird. Die Vertreter der Behörden und der Wehrverbände, die sich auf den Dobbenwiesen einfanden, äußerten sich sehr lobend über das aus 150 Rundzelten bestehende Musterlager. Mitten auf dem Lagerplatz, dem „Baldur von Schirach-Platz", steht ein großer Kommandosturm, auf dem Lautsprecher und riesige Scheinwerfer angebracht sind. Das Zeltlager „Nordsee" kann auch während der Dunkelheit besichtigt werden, da die Scheinwerfer das gesamte Lager erleuchten u. auch die einzelnen Zelte inwendig eine elektrische Lichtanlage aufweisen. Bei den besonderen Veranstaltungen im Lager, an denen u. a. die Spielschar Verden teilnahm, fanden sich große Zuschauermassen ein, die den Darbietungen verdienten Beifall zollten. Die Hitlerjugend Nordwestdeutschlands hat mit diesen Veranstaltungen zweifellos viele Freunde bei der Elternschaft gewonnen.

Das Lager ist für jeden Hitlerjungen die Stätte, an der er zum ganzen Deutschen geformt, in der er körperlich und charakterlich gefestigt wird, um im zukünftigen Kampf um Deutschlands gesitige Wiedergeburt gewappnet zu sein. Das Lager ist die Welt des Hitlerjungen und des Pimpfen, in dem in ihm, unbeeinflußt von Altem und Vergangenem, am ehesten sein angeborenes, volksverbundenes und kämpferisches Wesen erwacht. Das Lager ist die Lebensschule des jungen Deutschland. Dort lernt jeder einzelne, sich selbst und seinem eigenen Kraft zu vertrauen.

Dieses Zeltlager ist der Auftakt zum Gebietssportfest in Oldenburg, das die nordwestdeutsche Jugend am 13. und 14. Oktober am Start sieht. Die besten Jungenschaften der Jungbanne und die besten Kameradschaften der Banne ringen an diesen Tagen um den Sieg im Gebiet Nordsee. Dieses Sportfest bedeutet in seiner Art und Größe ein Ereignis nicht nur für die Hitlerjugend, sondern darüber hinaus für die gesamte Sportwelt. Das Gebietssportfest des Gebietes 7 beschreitet insofern schon ganz neue Wege, indem man die rein sportlichen Vorführungen mit dem kultischen verbindet. So wird das „Jahreszeitenspiel" von Delfmann, das vorher bereits in Wangerooge und in Wilhelshaven dem Reichsjugendführer und dem Reichsleiter Alfred Rosenberg vorgeführt wurde, in Oldenburg am 14. Oktober zur Aufführung gelangen. Das reichhaltige Programm der sportlichen Vorführungen wird Ausschnitte bringen aus allen Gebieten der Ertüchtigung der neuen deutschen Jugend. An diesem Sonntag nachmittag bietet die Hitlerjugend den Zuschauern u. a. folgendes:

Vorführungen der NSJ., Geschicklichkeitsfahren einer Motorstaffel, Modellfliegen, solche Kunstflüge eines Motorsfliegers. Ein Flugzeug des D. L. V. wird mit einem Segelflugzeug im Schlepp aufsteigen, das von einem Jugendgenossen gesteuert wird. Ueber dem Kampfplatz wird das Segelflugzeug ausklinken und, nachdem es seine Kurven geflogen hat, auf der Wiese landen. Weiter werden Vorführungen gezeigt von den Gebietsführerschulen, Boxen, Ringen, Ju-Jitsu, Stockfechten, Kugelgymnastik, Zeltwettbau, ein Weitsingen einzelner Gefolgschaften als Vertreter der vier Oberbanne in Marschliedern bei einem Marsch um die Kampfbahn. Einer der Höhepunkte der Veranstaltung ist eine 10 mal 100 Meter-Staffel, an der je eine Mannschaft der Reichswehr, Polizei, der SA., SS., des Arbeitsdienstes und der HJ. gemeldet ist. Eine Sternstaffel aus dem Norden, Süden, Osten und Westen des Gebiets trifft während der Veranstaltungen auf dem Sportplatz ein, um Grüße aus den Ausgangspunkten der Staffel zu überbringen.

Alles in allem eine Veranstaltung, wie man sie in dieser Art und diesen Ausmaßen wohl noch nicht erlebt hat.

Treue an der Grenze

Deutsch die Saar — das bleibt wahr!

Eine Rheinpfalz- und Saar-Fahrt unseres Sonderberichterstatters Conrad Ferdinand Ranke.

(Fortsetzung.)

Die Saar soll Emigranten-Paradies werden.

Das Interview, das Max Braun dem Redakteur gab, ist nicht weiter von Belang. Frankreich, das geliebte Frankreich ist der Engel, Deutschland ist der Teufel — das war so ungefähr die praktische Philosophie Brauns. „Um Himmelswillen nur keine Trennung von Frankreich!" sagte er wörtlich. Er zeigte sich wütend darüber, daß von französischer Seite erklärt worden war, Frankreichs wirtschaftliche Interessen an der Saar spielten keine allzugroße Rolle. Infolgedessen erhöhte er in seiner Phantasie die Ausfuhr der Saar nach Frankreich eigenmächtig um glatt 10 v. H. Was werden die Statistiken dazu sagen?

Aber alle diese Fragen politisch-wirtschaftlicher Natur waren Braun lange nicht so wichtig wie seine persönlichen. Er stellte daher — nach Aussage des Kopenhagener Journalisten — zuerst einmal die Bedingung, daß er in den Artikeln ausführlich und mit vollem Namen genannt werde. (!) Wahrscheinlich hält er das für eine Gelegenheit, endlich einmal einem größeren Kreis Menschen bekannt zu werden. Der Mann hat Sorgen . . .

Bei dieser Gelegenheit verriet sich übrigens der ausländische Journalist. Er schrieb nämlich, daß es keine Rolle spiele, ob die Mehrheit der Saar für oder gegen Deutschland stimme — es werde ja doch distriktsweise abgestimmt, und die Saar würde aufgeteilt werden! Hier hat also ein Mann aus der Schule geplappert: Der Saar soll genau dasselbe Schicksal zuteil werden wie Oberschlesien, das man aufteilte — Versailles soll nicht gemildert, sondern verschlimmert werden! Eine erbärmliche, verräterische Politik! Jetzt weiß man also, um was es an der deutschen Saar geht.

Im übrigen will Braun, nach der Ablehnung der Rückkehr zum deutschen Vaterland, aus der Saar ausgerechnet ein Emigranten-Paradies machen! „Was will man mit den vielen Emigranten machen?" sagte er zu dem Journalisten. „Wenn wir siegen, machen wir an der Saar Platz für die anderen Emigranten. Unser Land ist reich genug, sie alle aufzunehmen . . ."

Die hart arbeitenden Bergleute an der Saar reich? Und so reich, um die Emigranten ernähren zu können? Herr Braun scheint eine üppig blühende Phantasie zu entwickeln. Die Saar aber wird sich dafür bedanken, 15 Jahre vergebens auf die Rückkehrmöglichkeit zum Reich gewartet zu haben, um auf einmal zur Politik Frankreichs überzuschwenken und aus dem schönen Saarland ausgerechnet ein Emigrantenparadies zu gestalten! Immerhin schadet es nichts, wenn man die wahre Absicht Brauns und seiner Anhänger kennt; auf diese Weise weiß wenigstens jeder deutschbewußte Saarländer, wofür er bei der kommenden Abstimmung kämpft. Die Visiere sind gefallen, man erkennt jetzt, um was es geht.

Einer Konfirmandin droht Gefängnis.

Auf der einen Seite wühlen also in niederträchtiger Weise die, welche die deutsche Saar für ewig vom Mutterlande losreißen wollen. Auf der anderen Seite steht die riesige Mehrheit der deutschbewußten Bevölkerung, die aber nach Verfügung des Direktors des Innern keine sogenannten politischen Abzeichen tragen darf.

Was sind eigentlich „politische Abzeichen"? Kein Mensch in Saarbrücken kann diese Frage beantworten. Es gibt keinen „Kommentar" dafür. Jeder Polizist kann das beliebig auslegen. Sieht er z. B. drei Pfeile, so darf er behaupten, sie seien keine politischen Abzeichen — erblickt er hingegen nur eine schlichte Brosche oder einen geschmückten Ring, so kann er sagen, diese seien politische Abzeichen. Man erlebt in dieser Beziehung die tollsten Dinge. Deutsche Menschen werden wegen harmloser Schmuckstücke mitten auf der Straße festgehalten und zur Polizeiwache geschleppt.

Ein interessanter Fall wurde mir in Saarbrücken wiedererzählt.

Eines Tages ging eine Frau mit ihrer knapp vierzehnjährigen Tochter über die Straße und wurde von einem Polizisten festgehalten. Weshalb? Weil die Konfirmandin eine Elfenbeinbrosche trug, die eine bekannte Alpenblume, nämlich das Edelweiß darstellte, Edelweißtragen gefährdet offensichtlich die Sicherheit und das Leben der Saarkommission, also sollte die Konfirmandin verhaftet und ins Gefängnis geschleppt werden!

Lediglich der Umstand, daß die Kleine noch nicht 14 Jahre alt war, rettete sie in letzter Minute, sonst säße sie heute hinter Mauern und Gittern! Solche kindischen Methoden führen nicht nur zur Empörung bei den deutschen Saarmenschen, sondern zeigen gleichzeitig die ganze Lächerlichkeit des Gebarens.

Kohle, Erz, Teer und Benzol.

Wenn man in die typischen Saar-Industriestädte wie Völklingen, Neunkirchen, St. Ingbert, Dillingen oder Homburg kommt, sieht man erst, wie im Saarland geschafft und gearbeitet wird.

Völklingen. Eisenwerk von Röchling, den Mann, den die französischen Finanzmagnaten nicht kaufen konnten und an dem sie sich immer wieder in ohnmächtiger Wut die Zähne ausbeißen. Ungeheure Glutöfen ragen in die Höhe. Sie sehen aus wie feuerspeiende Panzertürme.

Tag und Nacht arbeiten hier siebentausend Menschen. Kohle und Erz wird gefördert. An einer anderen Stelle der gigantischen Industrieanlagen gewinnt man Koks. Wieder anderswo rollen rotglühende Eisenmengen durch Sandrinnen, werden glühende Blöcke durch Drehwalzen getrieben, wird guter, sauberer Stahl hergestellt.

„Aber das ist noch nicht alles," erklärte uns ein Betriebsführer, „außerdem erzeugen wir noch eine Reihe Abfall- und Nebenprodukte."

„Welche?"

„Teer, Ammoniak, Benzol — alles wertvolle Artikel."

Es ist unfaßlich, was der zähe Saarländer durch seinen entschlossenen Angriffsgeist aus dem Boden seiner Heimat und den gigantischen Industrieanlagen herausholt. Tag und Nacht rollen Maschinen, donnern Güterzüge über die Schienen, rauchen Schornsteine, heulen die Sirenen. Und trotz dieser hochentwickelten Technik ist z. B. die ganze wichtige Industriestraße von Neunkirchen bis zur Hauptstadt Saarbrücken auf beiden Seiten ununterbrochen von Wald umsäumt. Natur und Technik haben an der Saar ein Bündnis geschlossen. Schön, wenn es überall so wäre . . .

Der Saar-Bauer ist treu.

Auf den Feldern ziehen Menschen und Pferde. Hier und da tauchen Kühe auf. Groß wirkt sie vielleicht nicht, diese Landwirtschaft, aber sie trägt dazu bei, ihren Mann zu ernähren. Ganz klein fangen diese Saarbauern an. Als Bergleute sparen sie sich Geld, dann wird geheiratet, ein Haus gekauft und weiter gespart. Der Mann geht weiter in die Grube, die Frau bestellt das Feld. So geht es langsam vorwärts. Mit der Zeit wird das Zugvieh angeschafft, und nun fängt die Landwirtschaft langsam an, Erträgnisse zu liefern. Kommt einmal Not, Erwerbslosigkeit auf den Gruben, dann kann das Unglück nie zu schlimm werden. Diese außerordentlich kluge Siedlungspolitik ist von den bayerisch-pfälzischen und preußischen Bergverwaltungen von jeher getrieben worden, und sie hat erreicht, daß der Saararbeiter seßhaft geworden ist, daß er Anteil an seiner Muttererde hat, sie liebt und glühend gegen den Gegner aus dem Westen verteidigt, der ihm seine urdeutsche Sitte, Sprache und das angestammte Heimatgefühl rauben will.

Es drängt sich die Frage auf, ob sich das Saarland landwirtschaftlich selbst ernähren kann. Kann, denn drei Viertel des Gebiets werden von Industrie und Handel umfaßt. Gewiß hat auch die Saar ihre Getreidekammern, z. B. bei St. Wendel, bei Ottweiler und im Köllertal. Unmöglich aber können sie das ganze Land ernähren, das über dreiviertel Millionen Menschen umfaßt und als dichtestbesiedelter deutscher Bezirk gilt. Hier zeigt sich der ganze Irrsinn der Trennung von Saar und Pfalz. Gerade die Pfalz, der gesegnete Strich mit seiner modern organisierten Landwirtschaft wäre der geeignete heimische Lieferant für die Saarbevölkerung. Statt dessen erwürgen maßlos hohe Zölle die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus dem deutschen Mutterland, und Frankreich wirft statt dessen seine lothringischen Produkte zu wahren Schleuderpreisen ins Saargebiet, um jede deutsche „Konkurrenz" von vornherein schonungslos abzudrosseln.

(Fortsetzung folgt.)

:: Im Regen.

„Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten, schönes Fräulein?"

„Danke — Sie sehen doch, daß ich selbst einen habe!"

„Oh, das macht nichts . . den können wir ja zumachen!" („Der lustige Sachse.")

:: Oper.

Ottilie war in der Oper gewesen.

„Hat es Ihnen gefallen, Ottilie?"

Ottilie nickte: „Herrlich. Die ganze Zeit war Musik — fast wie im Kino!"

Landesbibliothek Oldenburg

Meister Philipp

Von K. R. Neubert.

Monate vorher wurde davon gesprochen, daß der Klavierstimmer wieder einmal kommen müsse. Während ich eine Etüde spielte, äußerte es irgend jemand im Nebenzimmer. Aber meine älteste Schwester pflegte dann neckend zu erwidern: „Ach was, der Bengel spielt nur falsch!“

Oder Mutter seufzte: „Es ist doch erst im vorigen Jahr gestimmt worden!“ Im vorigen Jahr! dachte ich mitleidig. Wie lange ist das her! Und wenn ich jeden Tag so langweilige Etüden spielen muß.

Und — nicht zu vergessen — wenn Onkel Max jeden Sonntag stundenlang Märsche und Schlager „aus dem Kopf“ herunterspielte. Onkel Max war Infanterieleutnant und spielte Klavier, wie seine Rekruten Griffe klopften.

„Das Klavier hat scheinbar im Winter gelitten!“ sagte Gertrud sachverständig, wenn Mama sich wunderte, daß der Kasten schon wieder gestimmt werden sollte. „Die Wand ist feucht. Die Saiten haben sich verzogen!“

Und Mama seufzte.

Und ich spielte meine Etüden zu Ende und dachte: „Wenn der Klavierstimmer nur bald kommen wollte!“

Es lag mir gewiß weniger an der Präzision der Töne, als an dem Erlebnis, das mir der Klavierstimmer bereitete. Es kam seit langem immer derselbe Mann zu uns. Schon als Gertrud, die Aelteste, Klavierstunden hatte, und ich noch gar nicht auf der Welt war, kam Herr Philipp mit seiner schwarzen Mappe, in der er seine Werkzeuge mitbrachte. Ich glaube, auch die Mappe war dieselbe.

Herr Philipp hatte inzwischen graue Haare bekommen. Und er kam die Treppen nicht mehr so rüstig empor. Schnell war er ja nie gewesen, denn er war blind.

Ein blinder Klavierspieler! Das war wohl das Einmalige, Erschütternde für mich. Und darum hielt ich ihn auch für einen großen Künstler. Schon sein Gesicht zog mich an. Eine hohe, weiße Stirn schien für die erloschenen Augen leuchten zu wollen. Ich saß an solchem Tage geduldig und erwartungsvoll neben ihm. „Du wirst Herrn Philipp nur stören!“ sagte die Mutter besorgt. Aber er schüttelte den Kopf. „Er stört mich ganz gewiß nicht!“ lächelte er. Und ich wurde rot vor Freude und hätte ihm gern etwas Herzliches gesagt. Vielleicht, daß er mir schrecklich leid tat wegen seiner Blindheit. Aber dann wußte ich gleich wieder nicht, ob er mir deshalb überhaupt schrecklich leid tat. Es schien mir manchmal, als wäre er gar nicht blind. Als hätte er eine geheime Sehtraft, um die ich ihn eher beneiden und bewundern müßte.

Selbst das Handwerkliche seines Berufes hatte etwas Geheimnisvolles für mich. Wenn er unten den Kasten öffnete und zwischen den Saitenspannungen und Spiralen hantierte, verglich ich ihn mit einem Zauberer, der in mystische Vorgänge eingeweiht ist. Wenn er aber immer wieder auf der Klaviatur die Töne griff und sie abstimmte, so machte mich das nicht nervös oder ungeduldig wie Mama, die sich nicht einmal im Nebenzimmer aufhalten mochte, sondern ich lauschte gebannt, wie sich die Töne immer reiner, immer klarer unter den Händen des Mannes vollendeten. Er schien mit den Tönen zu spielen, ihnen Atem einzuhauchen, ihnen Farbe und Form zu geben.

Und dann kam das Schönste. Wenn das Klavier gestimmt war, pflegte Meister Philipp zu spielen. Ich glaubte, noch nie einen Menschen so spielen gehört zu haben! Ich saß ganz still da, wagte kaum zu atmen und spürte in meiner Brust eine unbekannte Gewalt.

„Das ist die Seele!“ erklärte ich mir in kindhaften Ueberlegungen diese Gefühlseruption.

Wenn in den nächsten Tagen unter meinen Gespielen die Frage auftauchte, welchen Beruf man später wählen würde, überraschte ich die zukünftigen Flieger, Ingenieure und Weltreisenden mit der nachdenklich-einfachen Antwort „Klavierstimmer!“

Gelächter antwortete mir. Ich hätte eher Bierkutscher sagen können, das hätten sie noch begriffen, aber Klavierstimmer? So was Dummes, Verrücktes! Damit konnten sie nichts anfangen!

Ich bin ja nun noch kein Klavierstimmer geworden, aber manchmal ist mir, als hätte ich etwas von Meister Philipp gelernt. Und ich erinnere mich, wenn ich mutlos, verstimmt und pessimistischen Betrachtungen verfallen bin, einer leisen, geisterhaften Stimme aus dem Nebenzimmer: „Das Klavier muß wieder mal gestimmt werden!“

Und ich erkenne: nicht das Klavier, sondern der Mensch, mein Ich.

★

Gesunde Frauen durch Leibesübungen

Werbewoche des Reichsbundes für Leibesübungen

Gisela Mauermayer,

die junge deutsche Weltmeisterin in der Leichtathletik, erzählt, daß der Sport für sie niemals eine Anstrengung ist und daß auch in den schweren Trainings-Zeiten immer das frohe Erlebnis am Kampf so stark und überwiegend gewesen sei, daß sie daraus unerschöpfliche seelische und körperliche Werte gewinnen konnte.

Ihr frisches, unverkrampftes Gesicht zeigt nur zu deutlich, daß ihre Worte wahr sind.

Turnvater Jahn spricht zu uns Frauen:

„Die Frau ist Mitherrin, keine Blume im Frauenzimmer, keine Sklavin, nicht Spielzeug und nicht bloßer, nötiger Hausrat. Sie ist durch Sitte und Recht geschützt und durch ihr Wesen in Achtung und Würde. Je menschlicher ein Volk, je größer die Huldigung des weiblichen Geschlechtes.

„Deutsch“ müßte das dritte heilige Wort sein, daß jedes Mädchen in allen Sprachen nach Vater und Mutter zuerst lassen sollte. Es ist in der Geschichte kein Volk bekannt, daß mehr für das weibliche Geschlecht getan hat, als das deutsche. Gattin soll die Braut werden, ein Mitwesen eines geliebten anderen, eins mit ihm, wie Immergrün rankend mit der Eiche. Einen stillen Lebenskreis soll die Ersehnte ziehen um den Einzigen, wohin keine Sorge, keine Arbeitsbeschwerde, kein Geschäftsdrang, keine Zerstreuung hineindringt. Hier soll sie Hohepriesterin sein, auf dem häuslichen Altare das heilige Feuer unentweihter Liebe nähren, daß des Mannes Kraft fürs Allwohl nie erlösche, es nur freudiger hinaus ins Lebensgewühl sich stürze, nach vollbrachter Arbeit wie zum Siegesfeste rückkehre zu häuslichen Freuden.

Nur die tüchtige Hausfrau wird eine wackere Gattin werden, des Mannes vertrauteste Freundin und die neugeliebte Geheimnisbewahrerin seiner Freuden und Leiden. Sie wird ihm die kleinen abmüdenden Unannehmlichkeiten abnehmen. Ihm kann nur das Außenleben zusetzen, im Innern seines Hauses wird er dafür jederzeit Beruhigung finden. Sein Haus wird Einfachheit schmücken, Reinlichkeit zieren und Ordnung bereichern. Solche Gattinnen werden des Mannes vertrauteste Freundin und die Neugeliebte sein.

Ein Weib, daß die Muttersprache verachtet, ist verächtlich.“

Landfrau und Turnverein

Ich sehe manch' ungläubiges Lächeln und die ablehnende Antwort: was soll uns Landfrauen so ein neumod'scher Kram? Sind wir nicht unser Lebtag ohne das zurecht gekommen? Haben wir nicht Arbeit genug, die unsere Körper reckt und streckt?

Gewiß, Ihr seid eingespannt in harte Arbeit, Ihr habt weniger Zeit als viele Eurer Mitschwestern und doch sollt Ihr für das Turnen gewonnen werden, da es Euch zum Segen gereichen wird. In vielen Dörfern hat man schon eine Frauen-Riege, in der sich die Jungen und Aelteren einen Ausgleich für die Lasten ihres Lebens holen: Natürlich wird man hier nicht Rekorde erstreben, sondern man wird leichte, bewegungsfrohe Uebungen lehren, die frauliche Leichtigkeit und ein Teilchen Anmut erhalten.

Auch der gesundheitliche Wert der Leibesübungen darf nicht vergessen werden. Trotz frischer Luft, trotz Arbeit in Feld und Garten gibt es auf dem Lande Krankheiten genug, denen man durch die richtige körperliche Bewegung den Kampf ansagt. Habt Ihr nicht im Dritten Reich so manches einsehen gelernt, was Ihr früher nicht glauben wolltet?

Nun, unser Führer will, daß jede deutsche Frau und Mutter einen gestählten, gesunden Körper hat, denn nur in ihm sitzt ein gesunder Geist. Darum sollen wir turnen.

Wie werde ich Turnerin?

Nun, wirklich, nichts ist leichter als das. In jeder Stadt, auch in der kleinsten, gibt es einen „Deutschen Turnverein“. Man meldet sich dort schriftlich an, oder erbittet Auskunft, prüft sie sorgfältig und kann, wenn man mit den Bedingungen einverstanden ist, die Aufnahme beantragen, wenn man arischer Abstammung ist. Man darf jedoch nicht vergessen, daß der D. T. kein landläufiger Verein, sondern eine Volksgemeinschaft im Jahnschen Sinne ist, nach der man zu leben und zu denken gelobt.

Einst

Was sagt der Mann dazu?

Muß man diese Frage eigentlich stellen? Leider ja. Denn immer noch gibt es Männer, die nicht einsehen wollen, welche unschätzbaren seelischen und körperlichen Werte im Frauenturnen verborgen liegen; wieviel Freuden auf ihn selbst und auf die Familie zurückstrahlen, wenn er seiner Frau willig zustimmt, daß sie ihre Turnabende hat. Er selbst geht doch auch zum Skat, zum Kegeln, zum Singen, zum Schwimmen, zum Lauf- oder Fußball-Sport, wann und wie und wo es ihm paßt. Zugegeben, daß die Frau im [illegible] entbehrlich ist als er, doch mit [illegible] Willen ist es einzurichten.

Wie schön ist es, wenn Mann und Frau sich so innig verstehen, daß er an dem Erleben, daß ihr aus der Ertüchtigung ihres Körpers wird, teilnimmt, wenn er sie nach der Sport-Arbeit abholt und noch einen Spaziergang mit ihr macht, auf dem man seine tiefsten Gedanken austauscht. Ich glaube, so eine Ehe hat wenig zu fürchten, denn kommen wirklich einmal Sorgen, ist die Frau so frisch, so mutig und körperlich gestählt, daß sie mit lachenden Augen in die Zukunft sieht und das Leben zwingt, ihr zu willen zu sein.

Das Turnen am Gerät

Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Gerät-Turnen den Frauen zugänglich gemacht und nicht mehr als unschicklich abgetan wurde. Später machte man den Fehler, die leichteren Männerübungen zu übernehmen, und hielt es der Mühe nicht für Wert, gesonderte Frauenübungen, die ihrer Körper- und Wesensart entsprechen, herauszubilden und zusammenzustellen.

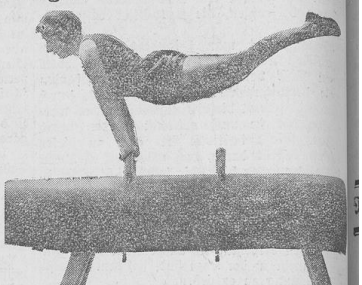
Heute ist das anders. Alle Frauen der „Deutschen Turnerschaft“, die die große Freude des Fortschrittes am eigenen Leibe erfahren haben, mögen das Geräteturnen nicht mehr missen. Sie wissen, daß es den Körper stählt, Freude an der Leistung hervorruft, die Grenze der Leistung erweitert, und daß es große Erziehungswerte in sich birgt. Gerade bei dieser Art Leibesübungen wird der Hilfsdienst besonders beansprucht und gepflegt und der Grundstein zu echt weiblicher Kameradschaft gelegt.

Gesundheitliche Gefahren bestehen nicht, wenn das Geräteturnen mit Verständnis für die vorhandenen Kräfte ausgeübt wird. Auch ist die spätere Mutterschaft in keiner Weise gefährdet, wie Tausende von Beweisen zeigten.

Mädchenturnen als Erziehungsfaktor

Die Schule des Dritten Reiches läßt es sich zur Sorge werden, auch die Mädchen tüchtig zu erziehen und mehr Sorgfalt auf einen gesunden Körper zu legen, als auf eine übersteigerte Frauenbildung.

Wer einmal in die lachenden jungen Gesichter sieht, wenn sie bei der Sport-Arbeit sind, dem braucht man wohl nicht mehr zu sagen, daß die Mädels sich bei dieser Erziehung glücklich fühlen.



werden in ihr Leben, wenn sie erwachsen sind. Ist es nicht selbstverständlich, daß diese jungen Menschen hineinwachsen müssen in die Ideen der nationalsozialistischen Weltanschauung?

Von der Verkrampfung zur freien Bewegung

Fast alle Menschen sind verkrampft. Hemmungen seelischer und körperlicher Natur bedingen diesen unschönen und lächerlichen Zustand. Niemand fühlt sich frei, niemand ist Herr über seine Glieder bis auf diejenigen, die turnen und Körperbewegung treiben.

Das beste Mittel, harmonische, freie Bewegungen zu bekommen, ist das Spiel. Da vergißt man sich selbst, vergißt die Verkrampfung und wird gelockert. Von der unwillkürlichen Bewegung bis zur Beherrschung des eigenen Körpers ist es ganz noch ein weiter Weg, aber jede Frau, die den Wunsch dazu verspürt, hat die Möglichkeiten in sich ruhen.

Man ist nie zu alt

Die Erfolge der älteren Damen im Sport beweisen nur zu deutlich, daß man zur Ausführung von Leibesübungen nie zu alt ist.

Sicher werden die meisten älteren Frauen kein Interesse an Wettkämpfen haben. Sie suchen deshalb dort Anschluß, wo man mehr eine Lösung von Alltag als sportliche Höchstleistungen in den Vordergrund stellt. Diesem Gesichtspunkt wird heute überall Rechnung getragen, so daß der Einwand: „ich bin zu alt“ keine Gültigkeit mehr hat.

Jeder „deutsche Turnverein“ gestattet der Werbewoche, vom 7. bis 13. Oktober, unentgeltliche und nicht verpflichtende Teilnahme an allen seinen Veranstaltungen. Geht einmal dort hin, Ihr Mütter, erprobt, wie es Euch bekommt, wenn Ihr merkt, daß die Glieder weich werden, und die Beine weniger schmerzen, wie eine frohe Stimmung den ganzen Menschen verwandelt, so werdet Ihr aber Zureden gewonnen sein. Manche fröhliche Stunde der Freude werdet Ihr Euch holen, um die Ihr Euch sonst selbst betrogen hättet.

Jetzt

Humoristisches

Als Mark Twain erst wenige Wochen verheiratet war, mußte er, wie das nun so ist, auf kurze Zeit verreisen. Als er zurückkehrte, fragte ihn die Gattin, ob er auch oft an sie gedacht hätte.

„Aber meine Liebe!“, rief er aus, „du wirst doch nicht glauben, daß ich auch nur einen Augenblick neben dir andere Dummheiten im Kopf gehabt habe!“

*

Es war in einem Wäschegeschäft.

Der Käufer: „Ich möchte ein paar Unterhosen haben.“

Der Verkäufer: „Lange?“

Der Käufer: „Sie sind aber komisch, so zu fragen, ich will sie doch kaufen, nicht pumpen.“

*

„Hm, ich habe da wohl eine Dame mit drei Millionen, aber was können Sie denn dafür in die Wageschale legen?“, fragte der Heiratsvermittler.

„Meinen uralten Namen!“

„So? — Wie heißen Sie denn?“

„Adam!“

*

Lehrer zum Fritz: „Kannst du mir einen Fortschritt unserer heutigen Zeit nennen, der im Familienleben eine Rolle spielt?“

Fritz: „Ja! — Früher hatte mein Vater einen Zylinder im Schrank zu hängen, jetzt aber hat er vier in der Garage zu stehen.“

*

Der Lehrer war außer sich vor Verzweiflung, weil seine Schüler nicht einmal die einfachsten Sachen begreifen konnten. Immer und immer wieder redete er und erklärte er ihnen die Aufgaben, ohne daß es half. Eines Tages, als sie sich besonders dumm anstellten, nahm er einen Groschen aus der Tasche, gab ihn dem Jungen, den er für den einfältigsten hielt und sagte: „Jochen, gehe mal zur Apotheke und kaufe für zehn Pfennige Verstand.“

Jochen ging. Doch an der Tür drehte er sich noch einmal um: „Soll ich sagen, daß es für Sie ist, Herr Lehrer?“

*

„So eine Wirtschaft!“, schimpfte der Gast, „Schnitzel ist nicht zu haben, Gulasch auch nicht da, Kalbsbraten ist alle. Kellner, bringen Sie mir sofort einen Ueberzieher.“

„Tut mir leid, mein Herr, der ist auch nicht mehr da.“

*

Landesbibliothek Oldenburg